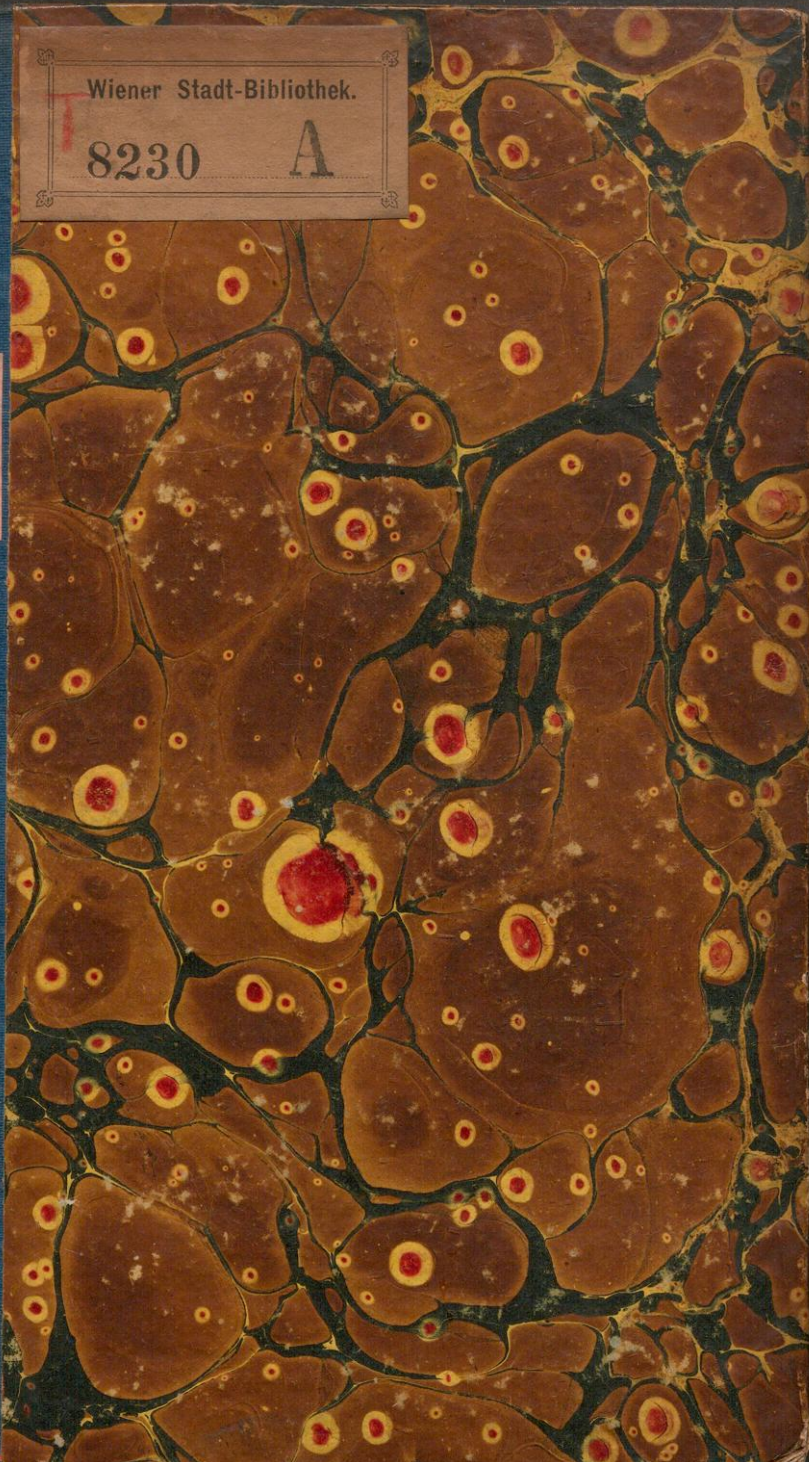


Wiener Stadt-Bibliothek.

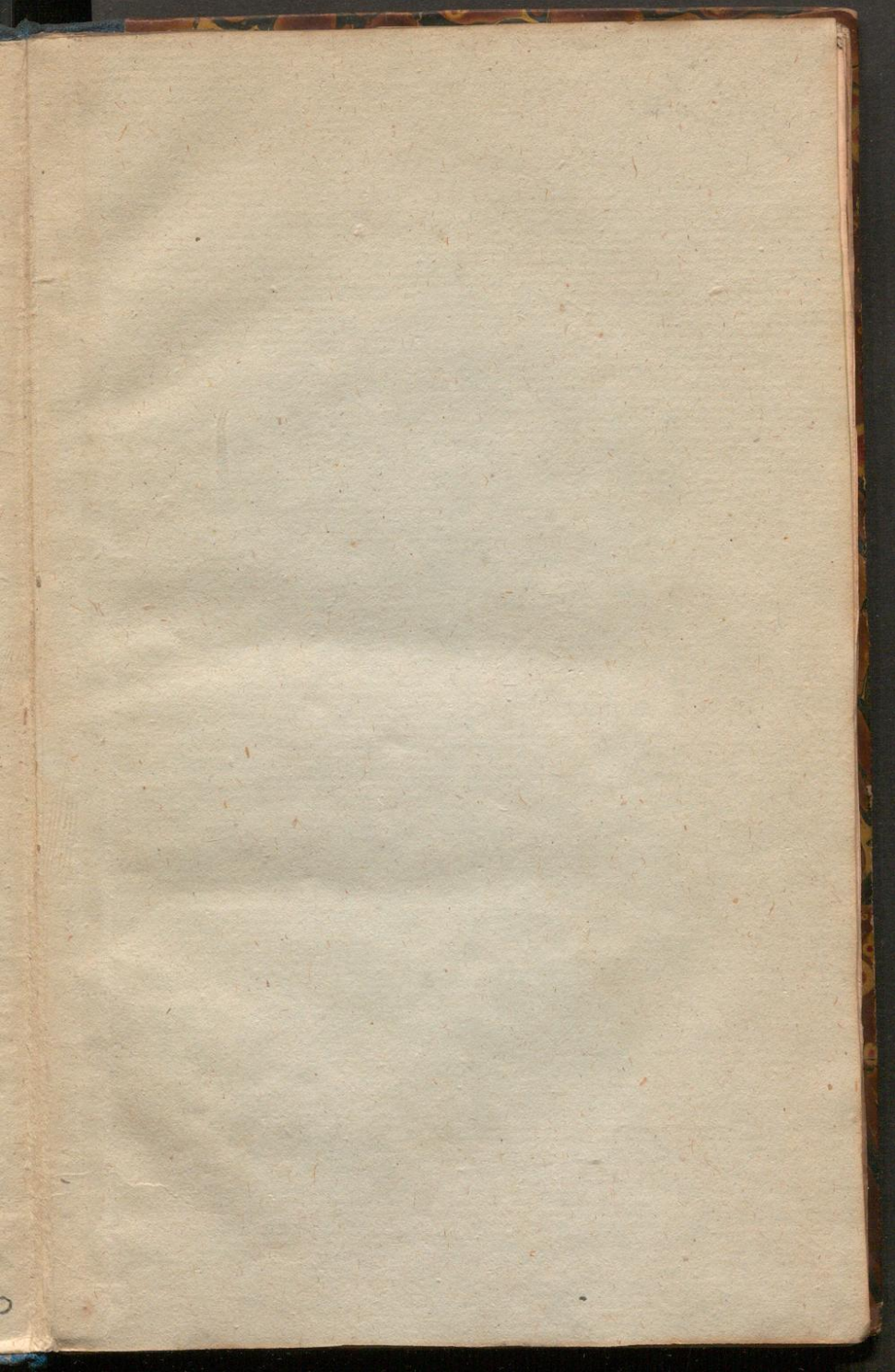
8230

A



7400

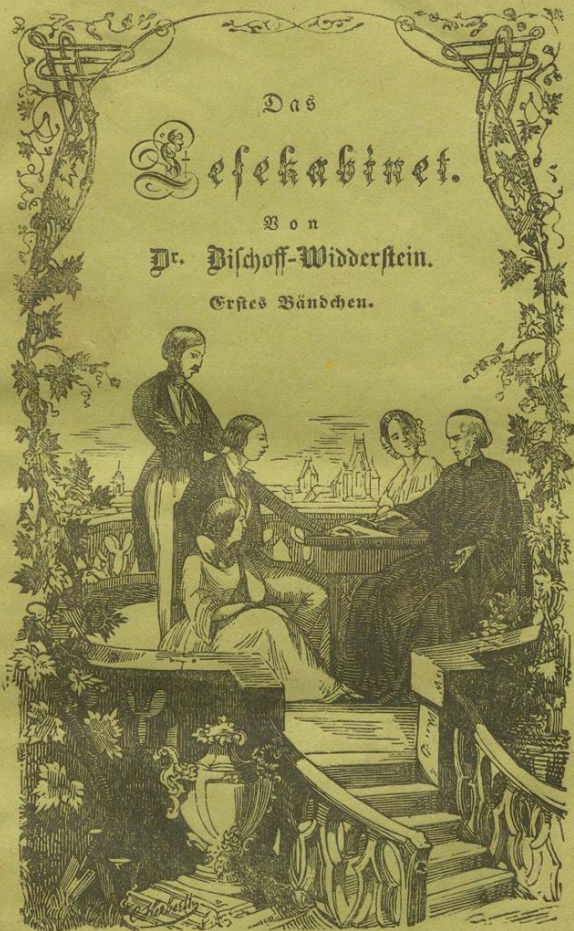
A VII $\frac{1}{19}$



740

Das
Lesekabinet.

Von
Dr. Bischoff-Widderstein.
Erstes Bändchen.



740

I A. IV $\frac{1}{2}$

73

Das Lesekabinet.

Eine

unterhaltende und belehrende Lektüre

für Jung und Alt,

besonders

im katholischen Deutschlande.

Unter Mitwirkung mehrerer Literaturfreunde

herausgegeben

von

Dr. F. Bischoff-Widderstein,

gr. sächs. Justizrathe, Ritter erster Classe des gr. hess. Ludwigs-
Ordens, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

einziges
Erstes Bändchen.

Wien, 1843.

Verlag von Kaulfuß Witwe, Prandel & Comp.
Kohlmarkt Nr. 1150.

Das Verzeichniß

unterhalten und beibehalten soll

für Jung und Alt

im kaiserlichen Realgymnasium



V o r w o r t.

Schon seit geraumer Zeit ist von vielen Seiten her die Bemerkung ausgesprochen worden, daß in der Literatur des katholischen Deutschland's eine wesentliche Lücke fühlbar sey. Das Feld der Asce= tisk, so wie das der eigentlichen Gebet= und An= dachtsbücher ist reich bestellt und die ausgezeichneten Leistungen vieler frommen und hochbegabten geist= lichen Schriftsteller lassen in dieser Hinsicht kaum noch etwas zu wünschen übrig. Allein für eine an= dere zahlreiche Classe des Publikums ist bei dem heutigen Stande der deutschen Bücherwelt so gut wie gar nicht gesorgt. Diejenigen, welche sich mit ernstern strengen Studien nicht beschäftigen können, oder die eine Erholung von Berufsarbeiten, oder

wissenschaftlichen Anstrengungen suchen, oder solche Jünglinge und Jungfrauen, deren Erziehung noch nicht vollendet ist, mit einem Worte alle Jene, welche nicht nach den Romanen, Almanachen und Gedichten der heutigen Zeit greifen wollen, dennoch aber einer belehrenden, interessanten und vor allen Dingen einer unterhaltenden Lektüre bedürfen, gehen fast gänzlich leer aus.

Welcher Geistliche, welcher Erzieher, welcher Vater hat sich nicht schon oft in peinlicher Verlegenheit gefunden, wenn er um Rath, oder Entscheidung wegen der unterhaltenden Lektüre Derer angegangen wurde, die seiner Sorge anvertraut waren?

Es ist die Absicht, einen Anfang zur Befriedigung dieses Bedürfnisses zu machen und unter dem vorstehenden Titel in einer Reihe von Bänden ein Werk erscheinen zu lassen, welches für den obigen Zweck berechnet ist.

Der Titel deutet bereits die Tendenz des Ganzen an; es soll unterhalten, es soll belehren; es

folll aber zugleich mit gewissenhafter Sorgfalt Alles und Jedes vermeiden, was direkt oder indirekt, den guten Sitten, oder dem katholischen Glauben schädlich, oder gefährlich werden könnte.

Der Inhalt eines jeden Bändchens wird unter folgende Rubriken gestellt werden können:

1) Nachweisung der Uebereinstimmung der neuesten wissenschaftlichen Forschungen im Gebiete der Geologie, Physik, Naturgeschichte, Astronomie, Chronologie, Archäologie und Philologie mit der heiligen Schrift.

2) Neuere Entdeckungen im Felde der Physik und der Naturwissenschaften.

3) Länder- und Völkerkunde — interessante Reisebeschreibungen und merkwürdige Reisebegebenheiten aus älterer und neuerer Zeit.

4) Geschichte, insbesondere Biographien, Kriegsbegebenheiten, Charakterzüge merkwürdiger Männer &c. &c.

5) Interessante Kapitel aus der praktischen Seelenlehre.

- 6) Züge zur Verherrlichung des Christenthums.
- 7) Erzählungen von merkwürdigen Handlungen und Verbrechen.
- 8) Abschnitte aus der Literaturgeschichte.

Wir wünschen, daß die Schrift wohlwollend aufgenommen und der damit verbundene Zweck erreicht werden möge.

Wien, am 23. Februar 1843.

Der Herausgeber.

Die biblische Schöpfungsgeschichte in ihrer Uebereinstimmung mit den neuesten wissenschaftlichen Forschungen.

Vorerinnerung.

Es ist der Mehrzahl unserer Leser nicht unbekannt, daß man verschiedene Einwürfe gegen die heilige Schrift gemacht hat, welche den Glauben theils mittelbar, theils unmittelbar bedroheten. Deshalb haben wir uns vorgenommen, jene Einwürfe in diesen Blättern Schritt vor Schritt zu verfolgen und zuerst die mosaische Kosmogonie (die biblische Schöpfungsgeschichte), welche lange Zeit hindurch als ein Aggregat unzusammenhängender, mit den bestimmtesten physischen Thatsachen im Widerspruche stehender, Ideen dargestellt worden ist, den neueren wissenschaftlichen Forschungen gegenüber zu halten.

Es fragt sich daher vor Allem, was denn eigentlich der heilige Geschichtschreiber in Bezug auf die Welterschöpfung erzählt habe?

Nach seiner schlichten Erzählung unterscheidet Moses zwei Arten von Schöpfungen, nämlich eine allgemeine, wo in Folge der göttlichen Allmacht jene Substanzen, aus

denen die Himmelskörper gebildet wurden und die ätherische Materie und die Atmosphären, in welchen die Gestirne ausgesät sind, aus Nichts hervorgingen, und eine besondere, welche in diejenigen sechs verschiedenen Epochen zerfällt, wo nicht allein die zahllosen Gestirne, die das Universum bilden, an einander gereiht und geordnet wurden, sondern insbesondere auch diejenigen physischen Operationen oder Veränderungen der Erdoberfläche Statt fanden, welche in unseren Tagen der Gegenstand der geologischen Forschungen geworden sind.

Es geht aus seiner Erzählung ferner hervor, daß Moses sein Volk nicht eigentlich belehren wollte, wie die Welt erschaffen worden sey, sondern vielmehr wer sie erschaffen habe, daß der Hauptzweck, den er dabei vor Augen hatte, kein anderer war, als den Israeliten die unendliche Größe und Allmacht Gottes, die sich in den erhabenen Werken der Schöpfung kund gab, in das Gedächtniß zu rufen und ihnen als Führer zum religiösen Glauben zu dienen; daß er aber zur Erreichung dieses Zweckes sich nicht enthalten konnte, über die Bildung der Welt in wenigen Hauptzügen, deren bestrittene Wahrheit erst nach Jahrtausenden bewiesen worden ist, sich auszusprechen.

Die allgemeine Schöpfung geschah nach Moses: „im Anfange,“ sie ging der besonderen, welche in sechs Epochen Statt fand, voran. Der Zeitraum, welcher zwischen diesen beiden Arten von Schöpfungen liegt, ist von dem heiligen Geschichtschreiber zwar nicht bestimmt, es haben aber mehrere Naturforscher, wohl mit Recht, angenommen, daß Millionen von Jahren dazwischen liegen. Aber auch die Länge der Epochen, in welchen die verschiedenen physischen Operationen der Erdoberfläche Statt

fanden, hat Moses nicht näher bezeichnet, den Raum zwischen ihrem Ende und ihrem Anfange, mögen Jahrtausende füllen.

An diese Vorerinnerung knüpfen wir nun die Frage:

1) Welches war der primitive Zustand unserer Erde?

„Was die Erde ist,“ sagt Moses, „war eine unförmliche Materie und ein Chaos. Die Finsternisse bedeckten den Abgrund.“

Entspricht diese Angabe wirklich den neueren Beobachtungen? Wir antworten mit voller Ueberzeugung: Ja! Die positiven Daten, welche Astronomie, Physik und Geologie geliefert haben, nöthigen uns zur Annahme, daß unser Planet ebenso wie die übrigen planetarischen Körper, sich ursprünglich in einem gasartigen Zustande befunden hat, dem ähnlich, in welchem sich uns die Kometen darstellen, die wir so lange sehen, bis ihre dichten Dünste in Folge des Ausstrahlens der Wärme eine Art festen Kern gebildet haben, der wegen seiner außerordentlichen Kleinheit in der Unermesslichkeit des Universums dem Auge verschwindet.

Unsere Erde hatte ursprünglich, wie die Kometen, eine hohe Temperatur, die sich aber durch das Ausstrahlen der Wärme bedeutend verminderte; sie verlor ihren ursprünglichen Zustand; ihre Oberfläche erlangte allmählig eine gewisse Festigkeit. Mit ihrer hohen Temperatur läßt sich aber die Existenz des Wassers, dessen Moses erwähnt, allerdings vereinigen; denn in jener frühesten Epoche war unsere Erde von einer Wassergas-Atmosphäre umgeben, unter deren starkem Drucke Wasser in liquidem Zustande, wenn auch bis zum Glühen erhitzt, die Erdoberfläche bedeckte. Die

Erde war in einen dicken Nebel eingehüllt, wässerige Niederschläge erfolgten unaufhörlich, sie kehrten aber, nachdem sie die Erdoberfläche kaum erreicht, auf Kosten der hohen Temperatur derselben, wieder in den Gaszustand zurück. In dieser Nebelumhüllung mußte die Erde so lange bleiben, bis ihre Temperatur unter dem gewöhnlichen Drucke der Luft, unter den Siedpunkt des Wassers herabgekommen war.

In dieser gewiß sehr langen Periode war diese dicke Nebelumhüllung für das Licht undurchdringlich, es konnte sich keine solare Wirkung äußern, es existirte also in jener langen Periode für die Erde allerdings keine Sonne.

Da nach der mosaïschen Tradition die Trennung des Lichtes von der Finsterniß eine, noch in die erste Epoche fallende Handlung der Schöpfung war, gleichwohl nach eben dieser Tradition die Bereitung der Gestirne und namentlich auch der Sonne zur Erleuchtung der Erde und zur Bezeichnung der Zeiten, der Tage und Jahre, erst in der vierten Schöpfungs-Epoche Statt fand, so fragt es sich

2) Was hat Moses für ein Licht gemeint, welches von dem der Gestirne, die jetzt die Erde allein erleuchten, unabhängig war?

Unser Staunen über die Uebereinstimmung der mosaïschen Erzählung hinsichtlich der ursprünglichen Beschaffenheit unseres Planeten mit den angedeuteten Resultaten der neuesten wissenschaftlichen Beobachtungen, geht in die größte Bewunderung über, wenn wir im dritten Verse der Genesis die Worte lesen: „Gott sprach: Das Licht sey und das Licht war;“ daß also auf den Ruf Gottes das Licht aus jener vorübergehenden Dunkelheit, welche ursprünglich auf der Erde herrschte, hervorkam! Auf eine der Wahrheit entsprechendere Art konnte der gelehrteste Physiker unserer

Tage das Erscheinen des Lichtes nicht darstellen, denn es ist nach den Ansichten unserer neueren Naturforscher kein besonderer Körper, sondern es entsteht durch die Schwingungen eines im Raume verbreiteten Fluidums, dem man den Namen Aether gegeben hat. Diese Schwingungen können aber nicht etwa allein durch die Sonne oder die Sterne, sondern auch durch die Elektrizität, durch Verbrennung und sogar durch chemische Prozesse veranlaßt werden.

Noch mehr! Das hebräische Wort (אֵשׁ), welches mit „Licht“ übersetzt worden ist, zeigt in seinem ursprünglichen Sinne ein von Wärme unzertrennliches Fluidum an, das durch eine Art Emanation, oder Strömung aus Körpern hervorgeht, die das Vermögen haben, dasselbe zu verbreiten, oder mitzutheilen. Deshalb sagt auch Moses nicht, daß Gott das Licht schuf, sondern nur, daß der Schöpfer sprach: „Es sey!“ Und so hat denn der heilige Geschichtschreiber vor Jahrtausenden schon als ausgemacht angenommen, worauf erst jetzt einige Physiker gekommen sind, daß nämlich Licht und Wärme eine und dieselbe Sache sey, man mag sie als Fluida, oder als besondere Körper, oder im Gegentheil als wellenförmige Schwingungen betrachten, die durch irgend eine Ursache in den Körpern erregt werden.

Es ist erwiesen, daß die durch die Sonnenstrahlen erzeugte Wärme, nur bis zu einer unbedeutenden Tiefe in die Erdrinde bringt, daß aber gleichwohl die Wärme mehr und mehr zunimmt, je tiefer man in der Erde nach ihrem Mittelpunkte hin vorrückt. Diese Zunahme der Wärme beträgt im Durchschnitte auf etwa 95 Fuß Tiefe einen Grad des hundert Grade haltenden Thermometers. Es hat also noch jetzt unser Planet eine von der Sonnenhitze völlig un-

abhängige Temperatur, welche nach der oben angedeuteten Progression zu urtheilen, in ihrem Mittelpunkte ungeheuer seyn muß. Eine ähnliche hohe Temperatur hatte die Erdoberfläche, wie wir schon oben erwähnten, in ihrer frühesten Periode, wo das ganze Material, welches heut zu Tage die feste Erdmasse bildet, als ein ungeheurerer großer flüssiger Klumpen erschien, der nach allen Seiten hin aufwallete und dessen Bestandtheile, durch die Wirkung einer so außerordentlichen Hitze weißglühend gemacht, ein lebhaftes Licht verbreiten mußte, dem ähnlich, welches erregt wird, wenn wir die, in gewissen gasartigen Mischungen enthaltenen, Kalkfragmente in den Zustand des Glühens bringen.

Noch jetzt besteht die Ursache der Lichterregung und Erzeugung in der wirklichen Beschaffenheit unseres Planeten. In dessen Bestandtheilen finden wir fast überall einen gewissen Grad Wärme, mit Licht und Elektrizität begabt. Der Kieselstein gibt Feuer, auch in solchen Orten, wohin nie das Sonnenlicht gedrungen war; es zeigen uns dasselbe die phosphorischen Phänomene in allen Naturkörpern, in den lebenden Wesen, wie in den Mineralien, welche in der Tiefe der Erde liegen, und auf welche nie ein Sonnenstrahl fiel; es zeigt sich uns bei der Reibung elektrischer Körper, es strömt aus Vegetabilien und Thieren, die in Fäulniß übergegangen sind; es zeigt sich selbst bei verschiedenen noch lebenden Geschöpfen, ja auf dem Meere nicht selten so lebhaft, daß die Seefahrer über diese ebenso großartige als geheimnißvolle Erscheinung in Staunen gesetzt werden! Dieses von der Sonne durchaus unabhängige Licht zeigt sich, sobald irgend eine erregende Ursache, die zu seiner

Manifestation erforderlichen, Schwingungen hervorbringt; ohne diese Ursache ist vollständige Finsterniß.

Mit allen neueren wissenschaftlichen Beobachtungen übereinstimmend, sagt nun Moses im vierten Vers der Genesis: „Gott trennte das Licht von den Finsternissen.“ Es konnte nicht anders seyn! So wie unser Planet in jenem erhitzten Zustande sich befand, mußte aus ihm das Licht hervorströmen und zwar aus Ursachen der nämlichen Art, aus welchen jetzt die Sonne den Eindruck des Lichtes auf uns hervorbringt, nämlich durch Schwingungen.

Das von der erhitzten Erde ausströmende Licht war aber, wie wir nochmals erwähnen, von dem Sonnenlichte gänzlich unabhängig, denn damals konnte es, wie wir oben schon zeigten, für die Erde noch keine Sonne geben!

Und so ist denn auch in dieser Hinsicht die heilige Schrift allen unseren Entdeckungen, zu denen erst der bedeutende Fortschritt in den Wissenschaften der jüngst verflossenen Zeit geführt hat, vorangeeilt, und unsere Naturforscher finden gerade in den schlichten Erzählungen des heiligen Geschichtschreibers, die man in Folge einer falschen Philosophie lange Zeit hindurch als allen unsern, freilich unvollkommenen, physischen Kenntnissen zuwiderlaufend betrachtete, die überraschendste Bestätigung der Richtigkeit ihrer neuesten Beobachtungen.

„Vom Ende bis zum Anfange,“ sagt Moses im fünften Verse der Genesis, „war dieß die erste Epoche.“

Das hebräische Wort (or), welches wir gleich den berühmten Bibelübersetzern und Interpreten von Genoude, Cahen und Andern mit Periode gegeben haben, ist bekanntlich in der Vulgata mit Tag übersetzt worden; allein

nach den Texterläuterungen unserer vorzüglichsten Orientalisten bedeutet es einen Zeitabschnitt und zwar an dieser Stelle den Zeitraum, welcher zwischen dem Ende und dem Anfange der ersten Epoche liegt. Das hebräische Wort (קץ) und das hebräische Wort (רֵאשִׁית) heißt allerdings in der betreffenden Stelle Ende und Anfang. Hierdurch ist denn auch der schon in früheren Jahrhunderten mehr oder minder gründlich widerlegte Einwand vollends beseitigt: „daß Gott die Welt nicht in sechs Tagen geschaffen haben könne!“

Nunmehr begann nach Moses die zweite Schöpfungs-Epoche. Er erzählt im 6., 7. und 8. Verse der Genesis: „Gott sprach: es sey ein Zwischenraum zwischen den Gewässern, und er trennte die Gewässer von den Gewässern. — Gott breitete das Firmament aus und trennte die Gewässer, welche unter dem Firmamente waren, von jenen über dem Firmamente.“ „Es war dem so! Gott nannte das Firmament Himmel, vom Ende bis zum Anfange war dieß die zweite Epoche.“

Die Vulgata sagt statt Firmament „Beste;“ allein das hebräische Wort (קִימָוֹת), welches wir mit Firmament übersetzt haben, bedeutet in seinem eigentlichen und absoluten Sinne „Raum,“ dann aber auch die Körper, welche von diesem Raume eingeschlossen werden; Moses versteht darunter immer nur den mit atmosphärischer Luft gefüllten Raum, während er, wenn er die ätherische Materie bezeichnen will, stets das obige Wort mit einem andern (קִימָוֹת) verbindet, welches am verständlichsten mit „Firmament des Himmels“ übersetzt wird. Gebraucht er es synonym mit „Himmel,“ so umfaßt es die ätherische Materie und alle darin ausgebreiteten Himmelskörper.

Auch diese wenigen Worte des heiligen Geschichtschreibers erregen unsere größte Aufmerksamkeit. Die von ihm erwähnte Trennung ist durchaus reell! Die Atmosphäre trennte das Wasser in seinem gasartigen Zustande von dem, welches in seiner flüssigen Gestalt auf der Erdoberfläche war.

Nun begann die dritte Schöpfungs-Epoche, in welcher Gott, nach dem 9. bis 13. Verse der Genesis die auf der Erdoberfläche befindlichen Gewässer vereinigte, um die Meere daraus zu bilden. Nachdem dieß geschehen war, trat das *Trockene*, welches Gott „Erde“ nannte, hervor, und diese bedeckte sich durch des Schöpfers Allmacht mit krautartigen Pflanzen, auf welche die Bäume und später die Vegetation aller Art folgten.

Hier sind wir bei Thatsachen angelangt, welche die Grundlage der positiven Geologie bilden. Voll Bewunderung erkennen wir in Moses den von Gott inspirirten Geschichtschreiber. In wenigen Zeilen gibt er uns den Inbegriff der merkwürdigsten Folgesätze, welche mit Thatsachen in Verbindung stehen, die man damals, ja bis auf unsere Zeit weder wußte, noch selbst ahnete, und welche von den Philosophen immer auf widersprechende Weise und unter irrigen Gesichtspunkten betrachtet worden sind!

Die geologischen Beobachtungen haben bestätigt, daß das Wasser anfänglich die ganze Erde bedeckte, und daß sich erst später das Festland emporhob; sie haben bestätigt, daß die Ordnung, in welcher die organischen Wesen erschaffen wurden, mit der mosaïschen Erzählung auf das Vollkommenste übereinstimmt. Diese Aufeinanderfolge der Vegetabilien, welche im umgekehrten Verhältnisse der Complicität ihrer Organisation Statt fand, gehört allerdings zu den

aller merkwürdigsten Thatsachen, welche durch die Geologie bewiesen worden sind.

Wie konnte Moses vor Jahrhunderten wissen, was unsere größten Naturforscher vor kaum 50 Jahren erst zu vermuthen anfangen? —

Damit unsere jüngern Leser desto leichter begreifen mögen, wie es möglich sey, jetzt noch das zu entdecken, was vor vielen Jahrtausenden mit unserm Planeten geschah? so bemerken wir, daß die von Moses erwähnten Schöpfungs-Epochen mit Umwälzungen der Erdoberfläche verbunden waren, daß die frühere Schöpfung immer wieder von der folgenden überdeckt, oder begraben wurde, daß sich dadurch verschiedene auf einander folgende Schichten bildeten, die, wenn sie durchgraben und untersucht werden, uns nicht allein die Ordnung, in welcher sie auf einander folgten, sondern auch die geschaffenen Gegenstände und deren Aufeinanderfolge zeigen, welche in und unter jenen Schichten begraben liegen.

3) Welches war also die erste Vegetation auf unserm Planeten?

Sie bestand aus vasculären Vegetabilien, oder Dethogamen, welche drei Hauptfamilien angehörten, nämlich: den Equisataceen, Farrenkräutern und Lycopodiaceen, und aus phanerogamen Monocotyledonen von der Ordnung der Gräser. Sie wurden in den Uebergangsschichten, also in der ersten Ueberdeckung der ursprünglichen Erdoberfläche gefunden. Darauf folgten vasculäre Cryptogamen, dann Phanerogamen und später Dicotyledonen. Die ersten Pflanzen waren also die mit Zellgefäßen versehenen und in allen Schöpfungs-Epochen strebte das Pflanzenreich vom weniger Vollkommenen zum Vollkommenern!

Eine interessante Frage dringt sich uns hier auf, nämlich:

4) Bis zu welchem Grade unter dem Siedpunkte die Temperatur auf der Erdoberfläche gesunken seyn mußte, bevor das organische Leben gedeihen konnte?

Wir antworten: daß jene Temperatur nicht viel unter dem Siedpunkte des Wassers gelegen habe. Denn noch jetzt wächst in Ostindien der *vitex agnus castus* bei einer Quelle von 61° und auf der Insel Luzon an einem warmen Bache von 69° . Die Ufer dieses Baches sind mit grünenden Rasen bekleidet, und jene und andere Pflanzen strecken ihre Wurzeln in das Wasser, worin man sogar mehrere Fischarten sah. G. R. Förster fand den *vitex* auf der Insel Tanna am Fuße eines Vulkans in einem Boden von 80° . *Thymus serpyllum* wächst in Island am Rande des Geysers. In den 60° warmen Quellen des Baikal gedeihen Pflanzen, ja Desfontaines fand mehrere Pflanzen an den 77° heißen Quellen von Bona in der Barbarei. Am Senegal findet man verschiedene Pflanzen, deren Wurzeln in einem Boden stecken, dessen Wärme nicht selten 61° beträgt. Die Oscillatorien leben in heißen Quellen von 60° , Conferven finden sich sogar in siedend heißen Quellen. Zu Aix in Savoyen entwickeln sich Insekten in den 36° warmen Bädern, und in Amerika findet man nicht nur Conferven, Kräuter, Gebüsch und Bäume, sondern auch Muscheln in und an 50° warmen Quellen. Der *Turbo thermalis*, ein Bewohner des adriatischen Meeres, findet sich auch in den 40° warmen Quellen von Albano; ja in den warmen Bädern von Manilla wurden in einer Temperatur von 67° sogar Fische gefunden! Die Thermen zu Carlsbad sind reich an Infusorien.

In der vierten Schöpfungsepoche, über welche sich der 14. bis 19. Vers verbreitet, sprach Gott: leuchtende Körper seyen vertheilt in dem Firmamente des Himmels, um zu trennen den Tag von der Nacht, und sie sollen dienen zu Zeichen, um die Zeiten, die Tage und die Jahre zu bezeichnen. Sie sollen leuchten an dem Firmament des Himmels und sollen erleuchten die Erde; es war dem so." — „Gott bereitete zwei große leuchtende Körper, den größern, um vorzustehen dem Tage, den kleinern, um vorzustehen der Nacht; er machte auch die Sterne." — „Er bereitete sie an dem Firmamente des Himmels, um zu leuchten auf die Erde, um vorzustehen dem Tage und der Nacht und zu trennen das Licht von der Finsterniß. Gott sah, daß es gut war. Vom Ende bis zum Anfange war dieß die vierte Epoche."

Wenn auch der Wärme-Verlust der Erdoberfläche durch Strahlung der dichten Umhüllung wegen nur unbedeutend war: so verlor sich doch beständig fort durch den wechselnden Zustand von Verdunstung des Wassers auf der Erdoberfläche und von Condensation des Wassergases in den höhern Regionen eine große Menge Wärme in dem Weltenraume, welche nicht mehr zurückkehrte. Durch diese Wegführung der Wärme mit dem Wassergas erfolgte allerdings eine allmähliche Erkaltung der Erdoberfläche, welche überdieß durch Entwicklung ungeheurer Quantitäten von Kohlen säuregas bei Bildung krystallinischer Gebirgsmassen befördert wurden. Nachdem auf diese Weise die Temperatur der Erdoberfläche unter 80° Reaumur herabgekommen war, jene dichte Nebelhülle allmählich sich zerstreute, da trat die Wirkung der solaren Irradiation ein; für die Erde entstand nun die Sonne.

Diese neue Lichtquelle war den Vegetabilien, die sich jetzt schon vervollkommenet und verschönert hatten, eben so nothwendig als den Thieren, welche nun bald auf der Erde erscheinen sollten.

Von nun an traten die Klimate in ihrer Verschiedenheit hervor. Bis dahin war die Erkaltung der Erdoberfläche gleichmäßig erfolgt, nun aber geschah sie nicht mehr gleichförmig. In den heißen Zonen erfolgte sie langsamer, in den kältern schneller.

So richtig auch Moses in wenigen Zeilen dieß angedeutet hat, so ist er doch früher hart angegriffen worden, indem man ihm zur Last legte, er habe angenommen, daß Gott die Erde früher geschaffen habe, als Sonne, Mond und Sterne, und daß Sonne und Mond die größten Gestirne seyen. Allein dieser Tadel ist so ungegründet, wie es alle Einwürfe sind, welche der schwache Mensch wider die göttliche Offenbarung macht.

Der erste Vorwurf wird durch das hebräische Wort רִצַּץ gänzlich entfernt. Man hat nämlich dasselbe früher durch „schaffen“ übersetzt, während es „herrichten, vorrichten, anpassen“ heißt, mithin eine schon vorhandene Materie voraussetzt. Dieses רִצַּץ hat der heilige Geschichtschreiber nie gebraucht, wenn er „machen“ oder „schaffen“ ausdrücken wollte, dafür hat er stets das Wort אָרַץ . Moses sagt ja auch im ersten Vers der Genesis ausdrücklich: „im Anfange erschuf Gott, was die Himmel waren und die Erde,“ dazu gehörte nothwendig auch die Sonne &c. Dafür spricht auch das Buch Hiob, Kapitel 38, Vers 7.

Moses wollte nichts weiter sagen, als daß in der von ihm genannten Epoche das Sonnenlicht mit den verschiede-

nen Schöpfungen, die auf der Erde Statt fanden, in Einklang kamen. Der Schöpfer stellte der Sonne von nun an die Aufgabe, die Erde zu erleuchten, woraus von selbst folgt, daß dieses Gestirn die Ordnung der Jahreszeiten, der Tage und der Jahre, von dieser Epoche an, unabänderlich regelte. Moses hat nicht angenommen, daß Sonne und Mond die größten Himmelskörper seyen; er wollte nur andeuten, daß jene das große Licht sey, welches uns während des Tages, der Mond aber dasjenige, welches uns während der Nacht das meiste Licht gebe.

Der Sonne lebendige und wohlthätige Helle verbreitete sich also nach Gottes allmächtigem Willen gerade zu der Zeit über die Erde, wo der Allmächtige im Begriff stand, lebende Wesen auf ihr erscheinen zu lassen, welche jenes Lichtes bedurften! Denn jetzt sprach Gott: „Die Gewässer sollen hervorbringen lebende Thiere, welche in dem Wasser schwimmen, und Vögel, welche auf der Erde fliegen, unter dem Firmament des Himmels.“ — „Gott erschuf die großen Wasserungeheuer und alle kriechenden Wesen, welche Leben und Bewegung haben, welche die Gewässer hervorbrachten nach ihrer Art; er schuf auch alle Vögel nach ihrer Art.“ — „Gott sah an, daß es gut war.“ — „Gott segnete sie und sprach: wachset und vermehret euch, und erfüllet die Gewässer der Meere, und die Vögel sollen fliegen auf der Erde.“ — „Vom Ende bis zum Anfange war dieß die fünfte Epoche.“

Diese einfache Erzählung über den Anfang des thierischen Lebens auf unserer Erde hat sich durch die geologischen Untersuchungen ebenfalls auf das vollkommenste bestätigt; ja es hat sich sogar bestätigt, daß in dieser Epoche nicht einmal die Landreptilien geschaffen wurden, welche, wie

Moses sehr wahr angibt, erst in der folgenden Epoche vorkommen. Die Ueberreste der Schöpfung aus der fünften Epoche gehören in weit größerer Zahl den Wasserthieren, als den Vögeln an. Ob dieser Umstand mit der Bildung der Skelets der Vögel und mit der Zusammensetzung ihrer Gebeine zusammenhängt, oder ob diese Geschöpfe den Ursachen der Zerstörung, durch welche die Fische zu Grunde gingen, leichter entfliehen, oder ob sie endlich in der damals noch mit einer großen Menge Kohensäure geschwängerten Atmosphäre schwer leben konnten? bleibt zwar unentschieden; doch scheint das letztere am wahrscheinlichsten, weil die Vögel auf unserer Erde in dem Verhältnisse zahlreicher geworden sind, in welchem sich das Uebermaß von Kohensäure durch die interplanetarischen Räume hin zerstreute, oder durch die großartige Vegetation der frühern, oder jener Zeiten verzehrt wurde, welche verschiedenen geologischen Perioden angehören.

5) Welches war denn das erste Thier auf der Erde?

Der Anfang des thierischen Lebens scheint nach allen angestellten Untersuchungen ganz in jenen sonderbaren Fisch=Sauriden abgeschlossen gewesen zu seyn, von denen wir jetzt auf unserem Planeten keinen Repräsentanten mehr finden. Jene fremdartigen Geschöpfe vereinigten die Merkmale der Cetaceen, der Reptilien und der Fische mit den bizarresten Formen und den riesenmäßigsten Proportionen in sich, und es scheint uns nicht zweifelhaft, daß der heilige Geschichtsschreiber, als er im 21. Verse der Genesis sagte: „Gott schuf die großen Wasserungeheuer“ (תַּתְּנֵם הַיָּם הַגְּדֹלִים) jene riesigen Reptilfische gemeint habe,

deren Ueberreste in der ganzen Reihe der geologischen Formationen am grünen Sandsteine ihre Scheide haben.

Die Organisation dieser Wesen, deren Länge 30 Fuß überschreitet, bietet Einzelheiten dar, welche jetzt auf ganz verschiedene Thierklassen und Ordnungen übergegangen sind. So hatte z. B. die Fisch-Eidechse (*Ichthyosaurus*) die Schnauze eines Meerschweines, die Zähne eines Krokodils, den Kopf einer Eidechse, den Wirbel eines Fisches, das Brustbein des Schnabelthieres und die Flossfedern des Wallfisches. Der monströse Leib endigte sich in einem langen und starken Schweife. Der Kopf, über 6 Fuß lang, hatte zwei ungeheure Augen von eigenthümlicher Bildung. Sie waren von einer Reihe knöchiger Stücke umgeben, die denen analog waren, welche man um die Augen mehrerer Vögel und gewisser Reptilien findet. Durch ihr Zusammenziehen vermehrten diese Stücke die Convexität des vordern Theiles des Auges und bildeten dieses zu einem Mikroscope; wenn sie ihre natürliche Stellung annahmen, machten sie ein Telescop daraus. Dieses optische Instrument machte es der Fisch-Eidechse möglich, ihre Beute nah und fern, am Tage wie bei der Nacht, in der Höhe und in der Meeres-tiefe zu entdecken. Die Kinnbacken dieses Ungeheuers waren mit 180 konischen Zähnen besetzt und der untere Kinnbacken bestand, um Brüche vorzubeugen, aus sechs Stücken, die so mit einander verbunden waren, daß sie ihn eben so fest, als elastisch und leicht machten. Die Wirbel, 100 an der Zahl, waren, wie bei den Fischen, hohl, wodurch die Bewegung des Thieres erleichtert wurde. Die zahlreichen Rippen desselben, am obern Theile gezackt, verdünnten sich an ihrem Vorderrande mittelst Zwischenbeinen, die den knorpelichen Zwischen- und Brusttheilen der Rippen des

Krokodils analog waren, wodurch das Thier in den Stand gesetzt wurde, eine große Menge Luft in seine Brust einzunehmen, ohne auf die Oberfläche kommen zu müssen, um Athem zu schöpfen. Die Vorderglieder waren denen des Wallfisches ähnlich und nahmen auch beinahe denselben Platz ein; aber außer diesen mächtigen und elastischen Rudern hatte das Thier noch zwei kleinere am hintern Theile des Leibes. Diese Thiere waren so gefräßig, daß sie sich gegenseitig verzehrten. Die Excremente der in den Schichten der secundären Terrains gefundenen Ichthyosauren enthielten noch, wie die der alten Hyänen, die Knochen der Thiere, welche diese Ungeheuer verzehrten. Unter diesen Knochen erkannte man sehr deutlich die der kleinern Ichthyosauren. Ein anderes Geschöpf, dem man den Namen *Plesiosaurus* gegeben hat, lebte ebenfalls in jener Epoche. Es hatte den Kopf der Eidechse mit Krokodilzähnen, einen ungeheuren langen Hals, dem Leibe einer Schlange ähnlich, den Rumpf und Schwanz der gemeinen Vierfüßler, die Rippen des Chamäleons und die Flossfedern des Wallfisches. Dieses fremdartige Geschöpf mußte in seichten Meeren leben, wo es dem Ichthyosaurus zur Beute diente; denn auch Knochen dieses Thieres fanden sich in den Excrementen des erstern. Der *Plesiosaurus* lebte auf Kosten der *Pterodactylen*, welche ebenfalls in jener Epoche lebten, welche wiederum mit Heißhunger über die Libellülen, gleichzeitige Geschöpfe jener Epoche, herfielen.

Noch andere sonderbare Geschöpfe aus jener frühen Zeit waren: der *Mosasaurus*, eine 25 Fuß lange Meer-Eidechse, der *Megalosaurus*, wovon ein Exemplar bei Tilgate Forest in Sussex gefunden wurde, welches gegen 70 Fuß lang ist, und der *Basilosaurus*, auch

Lesekabinet. I. 2

Enaliosaurus genannt, dessen Länge sogar 150 Fuß betrug.

Die Pterodactylen haben so außerordentliche Anomalien an ihrem Baue, daß sie, vom Anfange ihrer Entdeckung an, von Einigen für Vögel, von Anderen für Fledermäuse und von noch Anderen für fliegende Reptilien gehalten worden sind. Die Form des Kopfes und die Länge des Halses ist den nämlichen Theilen der Vögel ähnlich, die Flügel nähern sich denen der Fledermäuse, Schwanz und Leib denen der Säugethiere. Es ist allerdings ein Reptil, das bei der Nacht sehen und die Insekten, wovon es sich nährte, im Fluge fassen konnte. Die Mehrzahl unter ihnen hatte eine lange Schnauze, wie die des Krokodils, welche mit konischen Zähnen bewaffnet war. Die Augen waren ungeheuer dick und von den Flügeln gingen Sehnen aus, welche in Haken endigten, die dem umgebogenen Nagel der Fledermaus gleich waren. Diese Haken bildeten eine mächtige Krallen, mittelst deren das Thier kriechen, klettern und sich an die Bäume hängen konnte.

Dies waren vor Ankunft der Säugethiere die schrecklichsten und furchtbarsten Bewohner unserer Erde, denen sich auch Krokodile und kleinere Eidechsen zugesellten. — Sie wurden begraben von der neuen Schöpfung, als Gott (Vers 24 der Genesis) sprach: „Die Erde bringe hervor lebende Thiere, jedes nach seiner Art, die Hausthiere, die Reptilien und die wilden Thiere der Erde nach ihren verschiedenen Arten.“ Es war dem so.

Auch hier hat sich der Satz bestätigt, daß das Thierreich, eben so wie das Pflanzenreich, einer entschiedenen Vollkommenheit zustrebte. Nach den fossilen und humatilen Ueberresten organischer Wesen, von deren früheren Existenz

uns die Erdschichten den Beweis liefern, waren die Dicksäuter die ersten Landsäugethiere. Sie lebten größtentheils im Wasser und ihre Racen zeichnen sich durch riesenmäßige Proportionen aus. Statt ihnen erschienen die Nageltiere und die Wiederkäuher, endlich die Fleischesser. — Also hat auch hier der heilige Geschichtschreiber mit wenigen Worten die successiven Schöpfungen so dargestellt, wie die Geologen sie wirklich gefunden haben.

Nun sprach Gott (Vers 26 der Genesis): „Laßt uns Menschen machen nach unserem Bilde und unserer Ähnlichkeit, daß er herrsche über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über die Thiere auf der ganzen Erde und über alle Reptilien, welche kriechen auf der Erde.“

Diese Epoche war die Grenze der Schöpfung! — Die Welt ist sehr alt, der Mensch aber allerdings das jüngste der erschaffenen Wesen, ein Wesen, dem Gott die Fähigkeit verlieh, seine Macht zu begreifen, und die Wunder der Natur zu erfassen.

Die bestimmtesten geologischen Thatsachen beweisen, daß der Mensch ganz so, wie Moses erzählt, erst auf unserem Planeten erschien, nachdem schon viele Generationen, selbst der Landsäugethiere, über die, so vielem Wechsel unterworfenen, Erde hinweggegangen waren. Man entdeckt daher auch nirgends Ueberreste des Menschen in regelmäßigen und schichtweise liegenden, sondern einzig nur in den obersten und neuesten Lagen der quaternen Periode, in den diluvianischen Terrains. Erst da findet man menschliche Gebeine, welche in Folge der letzten Ueberschwemmung (Sündfluth) begraben wurden; sie sind mit den Ueberresten verschiedener Thiere vermischt, die zum Theile den lebenden Geschlechtern gleich sind, zum Theile auch Racen angehören, die nicht

mehr vorhanden sind. Man fand sie z. B. in Schlamm-
lagen, umgeben von Erzeugnissen des Gewerbleißes und der
Kunst aus einer Zeit, wo diese noch in der Kindheit war.
In eben diesen diluvianischen Depots fand man auch Ueber-
reste von Hausthieren, welche die Spuren von der
Herrschaft des Menschen über sie an sich trugen.

Gott sprach (Vers 29, 30 und 31): „ich gebe euch
alle Kräuter, welche ihren Samen tragen auf der Erde,
und alle Bäume, welche einschließen in sich selber ihren
Samen, jeder nach seiner Art und daß sie euch zur Nah-
rung dienen.“ — „Und allen Thieren der Erde, und allen
Vögeln des Himmels, und Allem, was lebt und sich be-
wegt auf der Erde, soll alles Kraut zur Nahrung dienen;
es war dem so.“ — „Gott sah alle seine Werke, sie wa-
ren vollkommen; vom Ende bis zum Anfange war dieß die
sechste Epoche.“

Auch gegen diese Stelle der Genesis hat man Einwen-
dungen gemacht! Die früheren Schöpfungen, hat man ge-
sagt, wurden begraben, nur Thiere, nicht Pflanzen wur-
den, nach Moses, wieder geschaffen; wie konnte er also
sagen, daß Gott dem Menschen Kräuter und Fruchtbäume
zur Nahrung angewiesen habe, da keine mehr vorhanden
waren. Dieser Einwand widerlegt sich durch die Betrachtung,
daß Moses, wenn er die Erschaffung irgend eines Gegen-
standes einmal ausgedrückt hat, fast nie wieder darauf zu-
rückkommt. Daß er am Schlusse der sechsten Periode der
Vegetabilien und der Thiere nochmals gedenkt, geschah
offenbar nur in der Absicht, um begreiflich zu machen, daß
jene und diese zur Befriedigung der Bedürfnisse des Men-
schen geschaffen wurden. Diesen Gedanken drückt er durch
die unzweideutigsten Worte aus, indem er den Menschen

zum Herrn von Allem macht, was geschaffen wurde. Uebrigens zeigt jede geologische Formation vollkommenerer Vegetabilien, und Thiere bis zum Erscheinen des Menschen, wo denn die göttliche Natur sich gleichsam Einhalt that. „Himmel und Erde (heißt es im ersten Verse des zweiten Kapitels der Genesis) und all ihre Harmonien waren nun vollendet;“ es erfolgte die Epoche der Ruhe! Wenn auch in dieser siebenten Epoche, wie wir bald zeigen werden, die Sündfluth unsere Erdoberfläche noch ein Mal verheerte: so hat unser Planet doch seitdem einer friedlichen Zukunft zugestrebte. Seltener sind verheerende Erdbeben, seltener werden Vulkane, die in früheren Epochen aus unzähligen Schlünden ihre Feuer schleuderten; unsere Erdoberfläche ist nicht mehr von jenen unterirdischen Feuern abhängig; sie erfreut sich vielmehr des Gleichgewichtes der, hauptsächlich von der Sonne und Atmosphäre abhängigen, Temperatur. Und da auch die Variationen der Ausstrahlungen der Gestirne sich im Gleichgewichte erhalten: so ist auch für das Leben von dem Einflusse jener Weltkörper nichts mehr zu fürchten!

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
 Die Weisheit deiner Wege,
 Die Liebe, die für Alle wacht,
 Anbetend überlege:
 So weiß ich, von Bewundrung voll,
 Nicht, wie ich dich erheben soll,
 Mein Gott, mein Herr und Vater!

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
 Die Wunder deiner Werke!

Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
 Preist dich, du Gott der Stärke!
 Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
 Wer kleidet sie mit Majestät?
 Wer ruft dem Heer der Sterne?

Wer mißt dem Winde seinen Lauf?
 Wer heißt die Himmel regnen?
 Wer schließt den Schooß der Erde auf,
 Mit Borrath uns zu segnen?
 O Gott der Macht und Herrlichkeit,
 Gott, deine Güte reicht so weit,
 So weit die Wolken reichen!

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
 Dich preist der Sand am Meere;
 Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
 Bringt meinem Schöpfer Ehre!
 Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
 Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht;
 Bringt unserm Schöpfer Ehre!

Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
 So wunderbar bereitet;
 Der Mensch, ein Geist, den dein Verstand,
 Dich zu erkennen, leitet;
 Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
 Ist sich ein täglicher Beweis
 Von deiner Güt' und Größe.

Erheb' ihn ewig, o mein Geist,

Erhebe seinen Namen!

Gott, unser Vater, sey gepreist,

Und alle Welt sag': Amen!

Und alle Welt fürcht' ihren Herrn,

Und hoff' auf ihn, und dien' ihm gern!

Wer wollte Gott nicht dienen?

Uebereinstimmung

der mosaischen Erzählung mit den Ergebnissen der Geologie in Bezug auf die Sündfluth.

Ein neuer wichtiger Berührungspunkt zwischen den heiligen und profanen Untersuchungen ist die Sündfluth. Wir lesen in dem siebenten Kapitel der Genesis darüber Folgendes:

„Die Quellen des großen Abgrundes der Gewässer
 „wurden aufgebrochen und die Schleusen des Himmels
 „wurden geöffnet. Der Regen fiel auf die Erde vierzig
 „Tage und vierzig Nächte. Die Fluth verbreitete sich auf
 „der Erde während vierzig Tagen und die Gewässer
 „wuchsen an und überschwemmten und bedeckten die
 „Oberfläche der Erde, aber die Arche (Noah's) wurde
 „getragen auf den Gewässern. Die Gewässer wuchsen
 „und wurden viel höher: als die Erde. Alle Berge,
 „welche unter dem Himmel sind, wurden bedeckt. Das
 „Wasser erreichte die Gipfel der Berge und stieg noch
 „fünfzehn Ellen höher. Alle Thiere und alle Menschen
 „kamen um, es blieb nur Noah übrig und diejenigen,
 „welche mit ihm in der Arche waren.“

Aus dieser Erzählung geht hervor, daß in einer von Moses fixirten Epoche unser Planet durch eine gewaltige, die ganze Oberfläche desselben, ja selbst die höchsten Berge bedeckende, Ueberschwemmung verheert und alle lebenden

Wesen, mit Ausnahme Noah's und derer, die mit ihm in der Arche waren, vernichtet wurden.

Es ist leicht einzusehen, daß, wenn je Spuren früherer Ereignisse auf unserer Erde gefunden werden können, nothwendig die letzte von Moses beschriebene Katastrophe, welche über die Erdoberfläche hinwegging, die deutlichsten Merkmale von ihrem Laufe zurückgelassen haben müsse.

Ihre Dauer war, wie der heilige Geschichtschreiber erzählt, kurz, und es konnten bei der convulsiven Natur ihrer zerstörenden Wirkung langsame, allmähliche Niederschläge nicht Statt finden; es mußten vielmehr Spuren einer zerstörenden Kraft, Losreißungen, Verschiebungen, Wegschwemmungen zc. zc. zurückbleiben.

Wie wir den Lauf des wilden Winterbachs im Sommer, wo er ruhig dahin fließt, aus den mannigfachen Trümmern erkennen, die er von seinen Ufern riß, aus der Abpülung, die er an der Seite des Berges ausübte, aus der Anhäufung loser Stoffe an solchen Stellen, wo seine Wirbel am gewaltigsten wirkten, aus den Ueberresten von Pflanzen und Thieren, die er, als er hereinbrach, von ihrem Standorte hinweg in seine Wirbel riß; eben so müssen wir die Spuren jenes großen Ereignisses, wo der Meeresstrom aus den geöffneten Schleusen des Abgrundes hervorbrach und das Festland überströmte, wieder erkennen, wieder erkennen die Allgemeinheit seiner Wirkung und die Gleichmäßigkeit seiner Richtung, wie seiner Verwüstungen in allen Welttheilen.

Es sind bekanntlich gegen die oben angeführte Erzählung des heiligen Geschichtschreibers verschiedene Einwendungen gemacht worden, welche lange Zeit für unwiderlegbar gehalten wurden; allein auch sie sind in ihrer Richtig-

keit dargestellt und die Wahrhaftigkeit der mosaischen Erzählung auch hinsichtlich der Sündfluth durch die neuesten wissenschaftlichen Forschungen in allen Hauptmomenten bestätigt worden.

Bevor wir jedoch die Resultate dieser Forschungen mittheilen, wollen wir hören: ob denn auch andere alte Völker von jener Katastrophe erzählen?

Nach der historischen Ueberlieferung entstand unter der Regierung des Dgyges, Königs von Theben (die Tradition nennt das Jahr der Welt 2292), eine Uberschwemmung, welche alle, den Griechen bekannte, Länder traf. Das Menschengeschlecht wurde durch dieselbe vertilgt, nur Dgyges und seine Gattin wurden aus den Fluthen gerettet.

Dieß trifft zusammen mit der Zeit, wo der mythische Deukalion (welcher eine Colonie nach Griechenland führte sich auf dem Gebirge Parnas niederließ, von da später einen Einfall in Thessalien machte und die Pelasger vertrieb), von der in Hellas nach ihm genannten Fluth erreicht wurde, welche nach der griechischen Tradition das erste Menschengeschlecht von der Erde vertilgte, so daß nur Deukalion und seine Gemahlin Pyrrha gerettet wurden, die sich auf den höchsten Gipfel des Parnassus flüchteten.

Nach der Ueberlieferung der Egyptier überschritt der Nilstrom bei Annäherung des Solstitium seine Ufer und überschwemmte die ungeheueren Ebenen, die er durchfließt. Dieß geschah, als D s i r i s sich bemühte, die Aethiopier zu unterrichten. Nach A l b u m a s s a r scheinen sogar zwei alte ägyptische Bücher vorhanden gewesen zu seyn, welche enthielten: daß nach der Sündfluth die Welt erneuert wurde, als die Sonne im ersten Grade des Widder und Regulus in dem Kolor der Sonnenwende stand.

Auch geschah es, daß Jupiter, um den Tod des ersten Bacchus zu rächen, welcher von den Titanen erschlagen ward, die Welt umarmte, worauf eine erschreckliche, Alles verheerende, Fluth erfolgte.

Die Babylonier haben ebenfalls eine Tradition von einer allgemeinen großen Fluth, welche die ganze Erde bedeckte, so daß alle Menschen zu Grunde gingen. Xisuthrus, von der allgemeinen Ueberschwemmung durch den Saturn unterrichtet, ließ sich ein großes Schiff bauen, wodurch er mit seiner Familie gerettet wurde.

Die Bundeheesch, oder die Kosmogonie der Perser enthält ebenfalls Nachricht über jene schreckliche Katastrophe; eben so die Tradition der Indier, nach welcher der Gott Wischnu dem Satiavidarem, oder Satyavrata, König von Dawaram, in Gestalt eines Fisches erschien und verkündete, daß die Welt durch eine Fluth untergehen werde. Der König mit noch sechs Männern und einer Frau rettete sich auf einer Barke, welche Wischnu in seiner unendlichen Güte ihm sandte, auf ein gegen Norden gelegenes Gebirge. In dem Bagavadan, einem heiligen Geschichtsbuche der Indier, heißt es sogar: Wischnu habe dem Satyavrata ein Fahrzeug gesandt, um sich mit allen zur Fortpflanzung ihrer Arten nothwendigen Wesen, zur Erneuerung der Welt, in dasselbe zu begeben. Gegen das Ende des siebenten Tages öffneten sich die Wasserfälle des Himmels, so daß Meer und Erde gleich wurden. Das Fahrzeug wurde über die Gewässer getragen, und als diese sich endlich verlaufen hatten, traten Satyavrata und seine Gefährten aus dem Fahrzeuge und beteten Wischnu an; Brahma aber begann nun die Welt zu bevölkern und das Menschengeschlecht zu erneuern.

In Chaldäa bestand eine, der mosaischen Erzählung ganz ähnliche, Ueberlieferung; bei den alten Armeniern herrschte dieselbe Tradition und zwar lange zuvor, ehe sie zum Christenthum bekehrt wurden, wo sie solche dann in den heiligen Büchern des Moses bestätigt fanden.

Die Araber, Türken, Mongolen und Abyssinier stimmen in ihrer Erzählung über die Sündfluth mit der Genesis völlig überein und die Banians geben vor: eine allgemeine Fluth sey das Ende des ersten Weltalters gewesen.

Die Siamesen glauben an ein Untertauchen der ganzen Welt in ein großes Wasser, das aus den Haaren des mächtigen Geistes Thereaf strömte.

Die Chinesen und Japanesen feierten sogar ein Fest zur Erinnerung an den Tod der Menschen, die zur Zeit der Sündfluth umkamen.

Die Kalmüken glauben, daß sich das erste Weltalter mit einer gewaltigen Ueberschwemmung geschlossen habe. Nach einer skandinavischen Sage floß aus den breiten und tiefen Wunden des Riesen Ymus eine so große Menge Bluts, daß das Menschengeschlecht darin ertrank. Nur Belgomer wurde mit seiner Familie gerettet, weil er sich auf Geheiß der Gottheit in ein großes Schiff geflüchtet hatte.

Nach der Tradition der Celten und mehrerer Nachbarvölker vernichtete eine Sündfluth das ganze Menschengeschlecht, nur Dwivan und Dwivach blieben ausgenommen; sie bauten sich vorher ein Schiff ohne Segel und brachten von allen lebenden Thieren ein Männchen und ein Weibchen hinein.

Die Amerikaner haben ihren Noah oder Deukalion,

wie die Indier, Babylonier und Griechen, ja sogar die Sündfluth durch ihre rohen Hieroglyphen verewigt. Die Peruaner betrachten den Regenbogen als eine Bürgschaft, daß jene schreckliche Ueberschwemmung nie wiederkehren werde. Die alten Incas, welche Peru eroberten, gaben vor, daß die Welt nach der allgemeinen Fluth von ihren Vorfahren wieder bevölkert worden sey, indem sieben derselben aus der Höhle des *Pacaritambo* hervorgegangen wären, welche das Menschengeschlecht fortgepflanzt hätten.

Ähnliche Ansichten finden wir in Mexico, Brasilien und andern Theilen Amerika's. In die Tradition der Mexikaner, wie *Clavigero* sie niedergeschrieben, hat die größte Ähnlichkeit mit der mosaischen Erzählung.

Wenn auch dormalen die Tolteken, jener Hauptstamm einer amerikanischen Familie, zu welcher auch die *Mecos* und *Pipils* gehören, und denen man die Erbauung der Pyramiden von *Teotihuacan* und vieler andern Denkmäler zuschreibt, längst verschwunden sind: so hat sich doch die Ueberlieferung erhalten, daß um das Jahr 660 unserer Zeitrechnung, unter ihrem Könige *Ixtalchahuac*, von den Astronomen *Huemaczin*, eine Versammlung ihrer weisen und gelehrten Männer veranstaltet wurde, um die verschiedenen historischen Denkmäler zusammen zu bringen, welche über ihren Ursprung vorhanden waren. Hierbei wurde ihr göttliches Buch *Teomortili* zusammengetragen, welches aus einer Sammlung von Gemälden bestand, die den Ursprung dieses Volks und dessen Zerstreung nach der Sündfluth in sehr sprechenden Figuren darstellten.

Die *Mitteken*, eine zahlreiche Nation des mexikanischen Departements *Daxaca* und die *Zapoteken*, eine ebenso zahlreiche Nation desselben Staates, deren Vorfahren

sich von allen Mexikanern durch ihre Fortschritte in der Civilisation, selbst bevor sie noch den Mexikanern unterworfen wurden, auszeichneten, von denen der bewunderte Palast von *Mitla* erbaut und das im achtzehnten Jahrhundert erst bei der Stadt *Daraca* gefundene merkwürdige Basrelief verfertigt wurde, führen ihren Ursprung mittelst historischer Tableaux bis zur Welterschöpfung zurück. Eben diese Tableaux geben Kunde von der Sündfluth. Ihr *Noah* heißt *Teppi* oder *Corcor*. Man sieht denselben in einer Arche auf den Wassern, neben ihm sein Weib, Kinder, viele Thiere und einige Gattungen von Getreide. Als die Gewässer abnahmen, ließ *Teppi* einen Geier los, welcher aber nicht mehr zurückkehrte, da er in dem Nase auf dem Trocknen Futter fand. Nachdem *Teppi* noch einige andere fehlgeschlagene Versuche durch Auslassung von Vögeln gemacht hatte, kam endlich der *Baumvogel* zurück und brachte einen grünen Zweig in seinem kleinen Schnabel. Auf dem nämlichen hieroglyphischen Gemälde ist die Zerstreuung der Menschen nach der Sündfluth sogar dargestellt. Die ersten Menschen nach der Fluth sind stumm; eine auf einem Baume sitzende Taube gibt jedem eine Zunge, wovon die Folge ist, daß die Familien, fünfzehn an der Zahl, sich nach verschiedenen Richtungen zerstreuen.

Die *Chiapanesen*, ebenfalls ein Volk in Mexiko, welches die großartigsten Denkmäler der neuen Welt aufzuweisen hat, behaupten, daß sie von *Boltan*, dem Enkel des einzigen Mannes abstammen, welcher der allgemeinen Fluth entronnen war.

Ähnliche Ueberlieferungen hatten die Bewohner von Florida. Nach der Sage jener Völker traten die Gewässer des Sees *Theomi*, da die Sonne 24 Stunden ihren Lauf

verzögerte, in solcher Höhe über seine Ufer, daß die Gipfel der höchsten Berge davon bedeckt wurden. Nur den Berg Dolalómá bewahrte die Sonne, und nur die wurden gerettet, welche dessen Gipfel erreichen konnten.

Ein Beweis, wie tief jene Sündfluth dem Gedächtnisse jener Völkerschaften eingeprägt sey, sind die Worte eines Indier's, die er an Gabriel de Cabrira richtete: „Warum zürnest Du,“ sprach er, „sind wir nicht alle Brüder, und stammst Du nicht, wie ich, von dem ab, der das große Schiff bauete, welches unser Geschlecht rettete?“

Die Frollesen glauben, daß Mesu, ein großer Jäger, seine Hunde in einem großen See verloren habe, welcher sogleich austrat und die Erde mit seinen Gewässern überströmte. Nur er rettete sich mit einigen entronnenen Thieren und erneuerte das Menschengeschlecht.

Die Wilden in Nordamerika haben ähnliche Ueberlieferungen; sie behaupten, daß nach der Sündfluth Michapour die Thiere erschaffen habe, daß diese sich aber bekämpften und zerfleischten, und daß dann durch die göttliche Allmacht Michapour's aus den Cadavern wieder Menschen gebildet worden seyen.

Die alten Völker der unabhängigen Gebietstheile der Insel Sumatra nehmen ebenfalls eine Sündfluth an. Die Battas z. B. glauben, daß ein großer Riese die Erde auf dem Kopfe trage. Einst warf er sie ab, das Meer trat aus seinem Bette und das Festland wurde vernichtet. Der Schöpfer mußte von oben ein Gebirg herabwerfen, das eine Tochter des Himmels bewohnte. Diese hatte drei Söhne und drei Töchter, welche sich heiratheten und das Menschengeschlecht erneuerten.

Wenden wir uns von da hinauf zu den Lappländern, welche in der Nähe des Nordpols wohnen: so erzählen sie uns, daß die Erde von Gott unter Wasser gesetzt und das Menschengeschlecht dadurch vernichtet worden sey. Flüsse und Meere seyen aus ihren Betten getreten und hätten die Erdoberfläche überdeckt; Gott aber habe in seiner unendlichen Güte einen Bruder und eine Schwester in seine mächtige Hand genommen und auf das Gebirge von Passaware getragen. Als sich die Gewässer verlaufen hatten, trennten sich die Geschwister, um nachzusehen, ob nicht auch andere Menschen übrig geblieben seyen. Nach drei Jahren begegneten sie sich wieder, erkannten sich und verließen sich auf's Neue. Uebermals verfloßen drei Jahre, bevor sie sich wieder trafen, und auch jetzt noch erkannten sie sich wieder als Bruder und Schwester. Nachdem aber nochmals drei Jahre verfloßen waren und sie sich zum dritten Male begegneten, kannten sie sich nicht mehr, und wurden so die Stamm-Eltern des neuen Menschengeschlechts, welches sich seitdem vermehrte und die Erde mit zahllosen Geschlechtern erfüllte.

Die Gebern erzählen, daß die Menschen vom Satan verführt worden seyen und dadurch den Zorn der Gottheit auf sich geladen hätten. Eine allgemeine Ueberschwemmung habe das Menschengeschlecht bis auf eine fromme Familie vertilgt, welche dasselbe wieder erneuerte.

Es ist bemerkenswerth, daß alle genannten Völker anführen, die allgemeine Fluth sey die Folge des Ungehorsams der Menschen gegen die Gottheit gewesen, und daß alle darin übereinstimmen, daß eine allgemeine Ueberschwemmung der Erde wirklich Statt fand, daß sie den Untergang des Menschengeschlechts veranlaßte, und daß

daselbe durch die, welche nach Gottes Willen gerettet wurden, erneuert worden sey. Nur die *Battas* nehmen in dieser Beziehung ihre Zuflucht zu einer Himmelstochter.

Eine so auffallende Gleichförmigkeit der historischen Ueberlieferungen unter Völkern, die durch Sitten, Sprachen und Länder eben so sehr verschieden, als weit getrennt sind, dürfte nicht allein ein Beweis für die Wirklichkeit der Sündfluth seyn, sondern auch zu der Annahme berechtigen, daß jene Traditionen einen Ursprung, eine Quelle haben, und daß diese Quelle keine andere sey, als eben jenes älteste der heiligen Bücher, die *Genesis*, welche uns die Geschichte einer Katastrophe überliefert hat, auf welche alle jene Traditionen in ihren Hauptdaten passen.

Wie Moses zehn Generationen zählt, welche die Zeit von Erschaffung des ersten Menschen bis zur Sündfluth ausfüllen: so zählen auch für eben diesen Zeitraum die *Chaldäer* zehn Generationen, die *Tyrier* zehn Könige, die *Babylonier* zehn Könige, die *Atlanten* zehn Könige, die *Orientalen* zehn *Soltmane*, die *Indier* zehn *Avantaras*, die *Chinesen* zehn Generationen der Patriarchen u. s. w. So auffallend die Uebereinstimmung dieser Völker hinsichtlich der nach Menschenaltern bestimmten Zeit der Sündfluth ist, so wenig kann die unbedeutende Differenz, welche hinsichtlich der Bestimmung der Jahre Statt findet, auffallen; ja es ist bei dem Stande der Wissenschaft in jener fernen Zeit in Wahrheit zu bewundern, daß die Traditionen so vieler, in allen bekannten Welttheilen wohnenden, Völker, auch hinsichtlich der Zeitbestimmung nach Jahren so nahe zusammentreffen, daß mit Rücksicht auf die eben angegebene Zeitrechnung nach Menschenaltern und mit Rücksicht auf die geologischen For-

Lesekabinet. I.

schungen die Identität der noahischen Fluth mit jenen Fluthen, von welchen die historischen Ueberlieferungen der angegebenen Völker Zeugniß geben, nicht bezweifelt werden mag.

Es fragt sich nun: ob die mosaische Erzählung auch wirklich mit dem übereinstimme, was uns die physischen Thatfachen lehren?

Beweise für die Wirklichkeit einer Ueberschwemmung, wie Moses sie beschreibt, sind

1) die sogenannten Entblößungsthäler, auf welche zuerst Catcott aufmerksam gemacht hat. Man versteht darunter Thäler zwischen Hügeln, deren Schichten sich genau entsprechen, so daß das Thal unbezweifelt aus ihrer Substanz ausgegraben ist.

Um unsern jüngern Lesern dieß begreiflich zu machen, wählen wir ein, von Wiseman gegebenes Beispiel. „Wenn man die Trümmer eines Walles entdeckte, der in Zwischenräumen wieder erschiene und in derselben Linie stände, und wenn man sich nach genauer Untersuchung versicherte, daß die verschiedenen Theile aus denselben Materialien gebaut wären, genau in derselben Ordnung, so daß z. B. Reihen von Ziegeln, Kalk und Tuffstein durchaus in gleichen Zwischenräumen und in entsprechenden Verhältnissen auf einander folgten: so würde man gewiß schließen, daß die verschiedenen Trümmer ursprünglich einen fortlaufenden Wall bildeten, und daß die ihn unterbrechenden Lücken von der Zeit, oder einer andern Gewalt herrührten.“

Genau dieselbe Gedankenverbindung muß uns zu dem Schlusse führen, daß die Thäler, welche offenbar die Hügel entzwei geschnitten haben, durch irgend eine, diesen Erfolgen entsprechende, Gewalt ausgehöhlt worden sind.

Solche Entblößungsthäler sind in allen unter such-
 ten Theilen der Erde, sowohl auf dem Festlande als auf
 den Inseln gefunden worden. Alle sind durch eine mächtige
 Fluth entstanden! Alles spricht dafür, daß diese Fluth
 gleichzeitig Statt fand, daß sie von Norden nach Sü-
 den hereinbrach und daß sie nicht lange dauerte, die Erde
 nicht lange unter Wasser setzte.

2) Ein zweiter Beweis für die Existenz der Sündfluth
 sind die ungeheuern Zinnen von Granit und andern festen
 Felsmassen, welche sowohl auf dem Festlande, als auf In-
 seln gefunden worden, und die von den benachbarten Ber-
 gen getrennt, ganz isolirt stehen. Dergleichen Pyramiden
 haben zum Theil eine ungeheuere Höhe, wie z. B. der
 Mont Cervin, der 3000 Fuß über die höchsten Alpen
 emporragt. Die Masse, welche diese hohen Felsen sonst
 umgab, ist losgerissen und weggeführt. Selbst in Sachsen
 findet sich zu Greifenstein eine Anzahl von Granitpris-
 men, welche auf der Ebene stehen und dieselbe Erscheinung
 darbieten. Jedes dieser Prismen ist durch horizontale Spal-
 ten in eben so viele Blöcke getheilt und sie haben so das An-
 sehen einer großen Granitmasse, deren verbindende Theile
 gewaltsam fortgerissen worden sind. Nur eine ungeheuere,
 gewaltige Fluth konnte dieß bewirken!

3) Ein dritter Beweis für die Wirklichkeit der von
 Moses beschriebenen Fluth sind ferner die s. g. Irrfelsen,
 oder Findlinge und andere Diluvial-Ablagerungen. So
 hat z. B. Dr. Buckland den Zug der Quarzkiesel von
 Warwickshire bis Oxfordshire und London so genau verfolgt,
 daß kein Zweifel übrig bleibt, daß sie von einem ge-
 waltigen Strome von Norden nach Süden herabgeführt
 worden sind. Wenn man diesen Quarzkieseln in der Ge-
 *

gend von Birmingham und Lichfield zuerst begegnet, so bilden sich ungeheuerer Lager unter dem rothen Sandsteine. Von da an sind sie abwärts gerissen worden, besonders längs der Thäler von Evenlode und Themse gemischt mit Trümmern von Felsen, welche in Yorkshire und Linkolnshire vorkommen, aber in der Gegend, wo diese Kiesel jetzt gefunden werden, nirgends feste Lager bilden. Die Anzahl derselben nimmt ab, je mehr man sich von ihrem ursprünglichen Lager entfernt. Da aber diese Geschiebe auf den Höhen gefunden werden, welche diese Thäler einschließen: so ist wohl der Schluß zu machen, daß dieselbe Ursache, welche sie hierher brachte, auch die Thäler aushöhlte.

„Ich fand“ — sagt der berühmte Naturforscher de la Beche — „auf der Spitze des großen Haldon-Hügels Stücke rothen quarzhaltigen Porphyr, kernigen rothen Sandsteins und kernigen Kieselsteins, der in der Grauwacke der Umgegend nicht ungewöhnlich ist, wo alle diese Felsarten in niedern Thälern vorkommen. Durch Regengüsse, oder Bäche sind sie nicht hinauf geführt worden, man müßte dann — setzt er scherzhaft hinzu — annehmen, letztern hätte es einmal beliebt, bergauf zu laufen!“

Dr. Buckland sammelte in der Grafschaft Durham, wenige Meilen von Darlington, Gerölle von mehr als zwanzig Varietäten des Grünsteins und Porphyrchiefers, der nirgends näher vorkommt, als im Seegebiete von Cumberlond, und ein Granitblock in jener Gegend kann von keinem andern Orte hergekommen seyn, als von Shap bei Penrith. Aehnliche Blöcke werden auch auf der Hochebene von Sedgfield, südöstlich von Durham, gefunden. Der nächste Punkt, von welchem diese Blöcke und Ge-

rölle herkommen konnten, ist wiederum das Seegebiet von Cumberland, von welchem sie sogar durch die Höhen von Stainmoor getrennt sind! Wollte man aber annehmen, daß sie über jene bedeutenden Höhen nicht herüber kamen: so könnten sie nur von Norwegen, mithin nur über das Meer gekommen seyn.

Der englische Professor Sedgwick hat bewiesen, daß die Rollfelsen, welche das Geschiebe in Cumberland begleiten, von Dumfriesshire hergekommen und mithin über den Solway Frith geführt worden sind. Der berühmte Phillips hat entdeckt, daß das Fluthland von Holbermes Steintrümmer enthält, nicht allein von Durham und Cumberland und dem Norden von Yorkshires, sondern sogar von Norwegen. Ja man fand ähnliche Trümmer norwegischer Felsen auf den Shetlands-Inseln. In dem Thale von Wharf ist der Schiefer von einer Schichte Kalkstein überlagert, auf deren Rande, 50 bis 100 Fuß hoch, ungeheure hingeführte Schieferblöcke in großer Menge gefunden werden. Weiter hinauf bis zu einer Erhebung von 150 Fuß sind die Blöcke noch zahlreicher. Sie wurden alle aus fernen Gegenden von einer mächtigen Fluth dahin geführt. Es findet sich demnach dort eine offenbare Ablagerung von Kalksteinen auf dem Schiefer, und dann eine gewaltsame Versetzung von Blöcken dieser Felsart auf die Oberfläche der Ablagerung.

In Schottland kommen zahlreiche Granitblöcke vor, obgleich dort nirgends ein festes Granitlager sich findet, von welchem sie hergeleitet worden seyn könnten. Sie müssen also von andern Ländern durch Wasserfluthen hieher gekommen seyn.

In Schweden und Rußland kommen große Blöcke vor,

die von Norden nach Süden getragen wurden. Die ungeheuern Blöcke, welche z. B. zwischen St. Petersburg und Moskau liegen, kamen, wie die angestellte genaue Untersuchung bewiesen hat, aus Skandinavien; die Irrefelsen von der Düna zum Niemen kamen von Finnland, dem Omega-See und von Esthland, die Irrefelsen in Ost-Preußen und in einem Theile Polen's wurden aus der Gegend von Abo, ebenfalls in Finnland, herabgeführt.

Berlassen wir den alten Welttheil und gehen nach Amerika: so finden wir dieselben Beweise für die Wirklichkeit der Sündfluth. Es spricht dafür die Abspülung der Oberfläche des nördlichen Hauptlandes und der zerstreuten Inseln; es sprechen dafür die ungeheuren Ablagerungen von Sand und Kollfelsen, welche sich zu Haufen in jedem Thale, sowohl auf dem Festlande, als in den Inseln finden; die Trümmer sind fast ausschließlich primitiver Bildungsart und in einigen Fällen kann sogar ihre Identität mit den primitiven Felsarten, die auf der Nordküste einheimisch sind, nachgewiesen werden. Da das Land gegen Süden und Westen weithin der sekundären Bildungsform angehört: so wird auch hierdurch die Annahme: daß die Fluth von Norden kam, sattfam gerechtfertigt.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle Beobachtungen, welche in den verschiedenen Ländern hinsichtlich der Irrefelsen und Diluvial-Ablagerungen angestellt worden sind und welche die Existenz der fraglichen Katastrophe beweisen, alle hier erwähnen wollten; es genüge daher die Bemerkung: daß der Lauf, den die Kollblöcke und anderes Geschiebe genommen haben, in fast gleichmäßiger Richtung von Norden nach Süden geht. Die Findlinge von Durham und Yorkshire kommen von Cumberland, die in Cum-

berland von Schottland, die in Schottland von Norwegen. Gerölle aus demselben Lande findet sich in Holderneß, und das Thal der Themse ist damit angefüllt. Die Irzfelsen in Deutschland und Polen lassen sich bis Schweden und Norwegen verfolgen. Sie laufen in parallelen Linien von Norden nach Süden. Die Geschiebe in Amerika kamen immer von weiter nach Norden gelegenen Punkten. In Jamaika ward derselbe Zug bemerkt. Die große Ebene von Liguanea ist aus Fluthanschwemmung zusammengesetzt, die aus dem Gerölle der Gebirge von St. Andreas und Port Royal bestehen. Diese Gebirge liegen ebenfalls nördlich von der Ebene. Die Ebene von Vera und Niederclarendon ist diluvianisch und ihre Bestandtheile bestehen aus Trappformationen der nördlich gelegenen Berge von St. John und Clarendon.

Dieses Zusammentreffen in der Richtung des Laufes, den der Meeresstrom verfolgte, in so weit von einander entfernten Theilen der Welt, wir mögen nun die ungeheuern Entfernungen von Norden nach Süden, oder von Osten nach Westen berücksichtigen, ist ein um so sprechenderer Beweis für die Wirkung einer gleichzeitigen und gleichförmigen Ursache, da sie die Annahme der Mehrheit solcher Katastrophen gar nicht zuläßt. Wäre das Meer zu verschiedenen Zeiten über das Land hereingebrochen: so müßte es etwa zu einer Zeit z. B. das baltische, zu einer andern das mittelländische, und wieder zu einer andern Zeit das atlantische Meer gewesen seyn. In jedem Falle würde die Richtung der Fluth, wie sie in ihren Spuren sich kund gäbe, verschieden seyn; jede würde die Folgen der vorhergehenden in Verwirrung gebracht haben, so daß die Linien der angeschwemmten Gegenstände sich

kreuzen, die Richtung in dem Gerölle wechseln, und dadurch jede Berechnung verwirren würden. Aber der Art ist nichts entdeckt worden.

Wie alle die Thatfachen mit der mosaischen Erzählung übereinstimmen: so entspricht diese auch dem Resultate der wissenschaftlichen Forschungen in Bezug auf die kurze Dauer der Sündfluth; denn diese erhellet aus der Abwesenheit aller solcher Ablagerungen, die eine Auflösung voraussetzen. Ihr Niederschlag besteht aus losen Stoffen, Kies, Breccien und einem Gemische von Trümmergestein.

Nach der Genesis 7. Vers 24 standen die Gewässer nur 150 Tage über der Erde.

Unsere Naturforscher haben sogar mit Wahrscheinlichkeit die nächste Veranlassung der Sündfluth darin zu finden geglaubt, daß eine plötzliche Erhebung des Landes unter den Polarmeren den Ocean mit einer, der Stärke dieser Bewegung entsprechenden, Gewalt, südlich über die Continente getrieben habe, und Elie de Beaumont glaubt, daß damit die Erhebung der Andes in Verbindung stehe.

4) Ein Beweis für die Wirklichkeit der von Moses beschriebenen Fluth und deren Einheit ist ferner die Gleichmäßigkeit in der Vertheilung des Diluviums und seiner organischen Ueberreste in den verschiedenen Theilen der Welt. Es werden in den obern beweglicheren Schichten, von denen man unbezweifelt annehmen muß, daß sie, während die Erde durch einen mächtigen und stürmischen Strom unter Wasser gesetzt wurde, sich ablagerten, Knochen und Skelette von Thieren gefunden, die größtentheils den noch lebenden Gattungen angehören und nur zuweilen in der Art von ihnen verschieden sind. Diese Ueberreste sind theils solche, welche durchaus, oder doch größtentheils

in den nördlichen Gegenden gefunden werden, theils solche, die sich in Höhlen finden, theils endlich solche, die in den sogenannten Knochenbreccien, oder mit Kies und Gerölle vermengt, in Felsenspalten vorkommen.

Auch menschliche Gebeine hat man darin gefunden; allein im Vergleiche mit der großen Menge von Thierknochen, nur in unbedeutender Zahl, was seinen Grund wohl lediglich darin hat, daß die geologischen Untersuchungen sich noch gar nicht auf diejenigen Länder erstreckten, welche vor der Sündfluth hauptsächlich von Menschen bewohnt wurden. Wir meinen vor Allem Asien, die Wiege der Menschheit, den ursprünglichen Wohnplatz unseres Geschlechtes.

Gewiß werden uns eines Tages die Hochebenen Asiens auch zahlreiche Spuren der ersten Menschen aufweisen, welche, wie die in den Felspalten hie und da in Europa vorkommenden, als Opfer jener Sündfluth ihr Leben verloren!

Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß nach der Genesıs zur Zeit der Sündfluth die Menschen sich noch nicht zerstreut hatten. Schon deshalb können an von Menschen unbewohnten Orten keine Spuren von seinem Geschlechte gefunden werden, als höchstens nur solche Ueberreste, welche, wie es wirklich geschehen, von der Fluth aus ihren Aufenthaltsorten fortgerissen und in die Höhlen hineingetrieben wurden, wo sie jetzt gefunden worden sind.

Man hat unter andern gegen die mosaische Erzählung angeführt, daß die Sündfluth die höchsten Gebirge nicht bedeckt haben könne, weil die diluvianischen Depots die Höhe von 3- bis 4000 Meter nicht überstiegen; allein wie unhaltbar ein solcher Einwand sey, geht unter andern schon

aus dem hervor, was wir über die, über hohe Gebirge getragenen, Irrefelsen und über den Mont Cervin sagten. Sie bezeugen zur Genüge, daß jene Fluth auf die erhabenen Orte der Erde gewirkt hat. Eine Fluth, welche die Massen, die den Mont Cervin umgaben, der 3000 Fuß über die höchsten Alpen emporragt, losreißen und fortführen konnte, hat wohl unbezweifelt die höchsten Orte desjenigen bewohnten Theils der Erde überstiegen, den Moses meinte. Mehr wollte der heilige Geschichtschreiber auch nicht sagen. Er wollte die Nachwelt nur belehren, daß das Wasser alle bewohnten Orte, selbst die höchsten, bedeckt und das Menschengeschlecht, mit Ausnahme derer, welche Gott erhalten wollte, vertilgt habe.

Die Alpenblöcke selbst geben Zeugniß von der Wahrheit der Genesis in Bezug auf die Alles vernichtende Höhe der Gewässer. Jene Blöcke sind Bruchstücke von hohen Bergen, über welche der furchtbare Meeresstrom sich hinwälzte. Sie wurden los- und fortgerissen und füllten dann die Vertiefungen mit ihren Trümmern. Wo eine Höhe, oder eine vorspringende Wand sich dem Strome entgegen setzte, lagerte er eine größere Anhäufung von Materialien ab; näher am Orte, wo jene Blöcke abgerissen wurden, sind sie größer, verkleinern sich aber, je mehr sie sich davon entfernen an Umfang und werden durch die Reibung mehr abgerundet.

James Hal hat nachgewiesen, daß in der Umgebung von Edinburg Felsen mit Gleisen, oder Linien bezeichnet sind, die offenbar dadurch eingekerbt wurden, daß schwere Massen über sie hin gingen. In Sutherlandshire hat man dasselbe wahrgenommen. „Ich bemerkte,“ sagt Murchison, daß die Hügel im Brora = Gebiete

ihren Ursprung wahrscheinlich der Entblößung verdanken. Diese Annahme bestätigt sich nun dadurch, daß sich auf ihrer Oberfläche unzählige parallele Furchen und unregelmäßige Ritze zeigen, die bald tief, bald leicht, kurz so beschaffen sind, daß sie kaum durch etwas anderes entstanden seyn können, als durch den Anstoß von Felsenstrümmern, die, von einem gewaltigen Strome getrieben, über jene Hügel hinweggeführt wurden.

Wenn man die Lage jener Hügel und den Lauf der über sie hingeführten Massen, jene Alpenblöcke und ihren einstigen Standort, jene Gebirge Amerika's und die von denselben losgerissenen und in die südlichen Theile des großen Welttheiles und selbst auf dessen Inseln getragenen Trümmer zc. zc. betrachtet: so wird man sich leicht überzeugen, daß die furchtbare Höhe und die stürmische Gewalt der Gewässer alles Leben auf dem Festlande und den Inseln vernichten mußte.

Man hat auch anführen wollen, daß die Aushöhlung der Thäler, auf ganz natürliche Weise, durch die Kraft der Flüsse geschehen sey; allein auch dieser Einwand ist neuerer Zeit beseitigt worden. Es ist nämlich unwidersprechlich bewiesen, daß die Flüsse eher eine Auffüllung, als eine Aushöhlung von Thälern bewirken. Die Ablagerung geht tiefer, als ihr Bett. *Enough* sagt darüber Folgendes: „Die Wirkung der Flüsse muß entweder im Auffüllen, oder im Ausgraben bestehen, in beiden zugleich kann sie nicht bestehen; besteht sie im Ausgraben, so haben sie nicht jene Kieslager gebildet; besteht sie im Auffüllen, so haben sie das Thal nicht ausgehöhlt!“

Es fragt sich nun noch, ob die Geologie auch Daten an die Hand gibt, um die Zeit der Sündfluth zu bestim-

men? Daß dieß sehr schwer sey, geht schon aus der Betrachtung hervor, daß von einer Fluth die Rede ist, die über Landstriche sich hinwälzte, welche viele Jahrhunderte der Vegetation mit ihrem jährlichen Tribute der Verwesung überdeckte, welche die geschäftige Hand des Menschen veränderte, welche der Zahn der Zeit verwischte, zerrüttete und umgestaltete und welche, wenn auch nur durch geringe örtliche Katastrophen, von Zeit zu Zeit mehr, oder weniger entstellte wurde. Allein dem ungeachtet hat man in dem Zustande der mannigfachen Ruinen, welche jene letzte allgemeine Verwüstung zurückließ, und in den Folgen langsam vorschreitender Wirkungen, welche nur davon herrühren können, solche Zeichen der Zeit gefunden, welche, wenn auch nicht zu einem genauen, doch zu einem solchen Resultate geführt haben, welches in Bezug auf die mosaische Erzählung, als ein sehr erfreuliches betrachtet werden muß.

Deluc war der Erste, der sich Mühe gab, solche Daten zu sammeln; andere Geologen, wie z. B. Dolomieu und der große Cuvier u. u. setzten diese Forschungen weiter fort; es wurden die Deltas, die Dünen, die Torfmoore, die Gletscher, die Anhäufung der Gerölle am Fuße der Hügel u. u. in dieser Beziehung auf das Sorgfältigste untersucht und das Resultat gab, wie gesagt, einen neuen Beweis für die Wahrhaftigkeit der Genesis. „Ist je Etwas,“ sagt Cuvier, „in der Geologie erwiesen, so ist es die Behauptung, daß die Oberfläche unserer Erde das Opfer einer großen und plötzlichen Revolution geworden ist, deren Datum nicht viel weiter, als auf 5000, oder 6000 Jahre zurückgehen kann.“

Dabei müssen wir noch bemerken, daß Cuvier bei

seinen Untersuchungen keineswegs beabsichtigte, die mosaïsche Erzählung zu rechtfertigen, was aber wider seine Absicht dennoch geschehen ist.

Nach der Genesis *) war es im Jahre 600 des Lebens Noah's, am zweiten Monate und am 7. Monatstage, als die Quellen des großen Abgrundes der Gewässer aufgebrochen, und die Schleusen des Himmels geöffnet wurden. Nach dem, in allen Beziehungen geprüften, hebräïschen Texten, beträgt der Zeitraum vom Erscheinen des ersten Menschen auf der Erde bis zur Sündfluth 2348 Jahre; der Zeitraum aber von der Schöpfung des Menschen bis auf unsere Tage beträgt nach den neuesten Forschungen 7499 Jahre. Ziehen wir davon obige 2348 Jahre ab, so fällt die große Katastrophe, welche Moses beschrieben hat, in die von unseren Geologen, wenn auch ungenau angegebene Zeit. Sie fand nämlich vor 5151 Jahren Statt!

Und so wollen wir denn auch mit frommer Zuversicht dem vertrauen, was Moses weiter sagt **), nämlich: daß Gott versprach, „ich will hinfort nicht mehr die Erde versuchen, um der Menschen willen, ich will hinfort nicht mehr schlagen Alles, was da lebt, wie ich gethan habe; es soll hinfort keine Sündfluth mehr kommen, welche die Erde verderbe. So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht!“

*) 1. B. Moses. VII. Vers 11 und 13.

***) 1. B. Moses VIII. B. 21.

1. B. Moses IX. B. 11.

1. B. Moses VIII. B. 22.

Elie v. Beaumont's Theorie von der Erhebung der Berge.

— — — — —

Bekanntlich wurde die neuere Geologie *) gleichzeitig von Werner und Saussure eröffnet; von jenem im Erz-

*) Einige der wichtigeren, neueren, allgemeinen geologischen Werke sind: Alexander de Humboldt, *Essai géognostique sur le gisement des roches*. 2^e édit. Paris 1826, wovon uns von Leonhard eine deutsche Uebersetzung, jedoch nach der ersten Auflage, Straßburg 1823, geliefert hat. Alexand. Brongniart, *Tableau des terrains, qui composent l'écorce du Globe*. Paris 1829 (deutsch von Kleinschrod, Straßburg 1830), von Leonhard, *Grundzüge der Geologie und Geognosie*, Heidelberg 1831, dritte Aufl. 1839. Derselbe: *Lehrbuch der Geognosie und Geologie*, Stuttgart 1835. Derselbe: *Geologie, oder Naturgeschichte der Erde*, das. 1836. F. J. Lyell, *Principles of Geology*. London 1830, fünfte Auflage, 1837. Dessen: *Elements of Geology*. London 1838, deutsch von Hartmann. Weimar 1839. de la Beche, *Manual of Geology*. 3. Aufl. London 1833, deutsch bearbeitet von v. Dechen, jedoch nach der zweiten Aufl. (Berlin 1832). Derselbe: *Untersuchungen über theoretische Geologie*, aus dem Englischen von Hartmann. Quedlinburg 1836. Walchner, *Handbuch der*

gebirge, von diesem in den Alpen und im Jura. Werner entwickelte sehr scharfsinnig den Formationsbegriff, unterschied Ur-, Uebergangs-, Flöz- und aufgeschwemmtes Gebirge und war das Haupt der sogenannten Neptunisten, indem er alles Gestein durch Wasser absetzen, die Thäler aushöhlen und so die Berge entstehen ließ, welche, wie

Geognose. Karlsruhe 1832. Ure, New-System of Geology. London 1829. d'Aubuisson de Voisins, Traité de géognosie, 2^e edit. Tom. I. Paris 1828. Tom. 2. & 3 (par Burat) 1834 und 1835. Kühn, Handbuch der Geognose. Freiberg 1833. 1836. Referstein, Naturgeschichte des Erdkörpers 1c. 1c. Leipzig 1834. Omal d'Halloy, Elémens de Géologie. Paris 1831. 2^e édit. 1835. Rozet, traité élémentaire de géologie pr. part. Paris 1835, sec. part. 1837. Conybeare Treatise on geology. London 1834. J. Phillips, Treatise on geology. London 1837 und 1839. W. Buchland, Geologie und Mineralogie in Beziehung zur natürlichen Theologie, deutsch mit Anmerkungen und Zusätzen von L. Agassiz. Neuschatel 1838 und 1839 (auch Schimper hat dieses Werk übersetzt. Stuttgart 1839). Huot, Nouveau Cours élémentaire de géologie. Paris 1837 und 1839. Lecog Elémens de Géologie et Hydrographie. Paris 1838. Rob. Bakewell Introduction to geology. London (5. Aufl.) 1838. G. Mantell, the Wonders of Geology. Lond. 1838. Boué, Guide du Géologie-Voyageur. Paris 1836. de la Beche, Anleitung zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen 1c. 1c. aus dem Engl. von Rehbock. Berlin 1836. von Leonhard, Agenda geognostica, Hülfsbuch für reisende Gebirgsforscher, u. s. w. Heidelberg, 2. Aufl. 1838. Andere Schriften werden im Verfolge dieser kurzen Zusammenstellung angegeben werden.

Saussure behauptete, von Innen sich emporhoben. Hutton in Edinburg widersprach Wernern unter Anführung mehrerer Gründe, für die Lehre vom Feuer, als der wirkenden Ursache der Entstehung von Massengesteinen mit Nachdruck eifernd, und seiner Lehre schlossen sich mehrere sogenannte Vulkanisten, wie z. B. Playfair, J. Hall und später auch G. Watt an, während Kirwan, obwohl früher gleichfalls Vulkanist, Werners Lehre vertheidigte. Diese, wie jene Partei bekam Anhänger; es entspann sich ein heftiger Kampf, bis endlich Werners eigene Schüler Leopold von Buch und Alexander von Humboldt den Streit zu Gunsten der Vulkanisten entschieden. Leopold von Buch bewies, daß die Gebirge weder die unbeweglichsten, noch die festesten Theile des Erdgebäudes seyen; er bewies, daß deren Alter keineswegs das Alter der an ihren Seiten anliegenden weicheeren Stoffe übersteige und zeigte auf eine sehr anschauliche Weise, daß die Gebirge vermittlest einer von unten emporhebenden Kraft durch diese weicheeren Stoffe heraufgestoßen worden seyen. Mehrere Geologen bestätigten die Richtigkeit dieser Ansicht und Elie v. Beaumont endlich sammelte alle, dieselbe unterstützenden, Thatsachen und ordnete sie zu einem systematischen Ganzen. Beaumont nimmt an: 1) daß in der Geschichte der Erde lange Perioden einer relativen Ruhe vorhanden waren, während welcher der Niederschlag der neptunischen Gebilde in regelmäßiger Continuität vor sich ging, daß aber auch kurze Perioden Statt gefunden haben, durch welche die Continuität unterbrochen wurde; 2) daß in jeder dieser Perioden der Unruhe, oder der Revolution in dem Zustande der Erdoberfläche eine große Anzahl von Gebirgsketten gebildet

worden seyen; 3) daß alle durch eine besondere Revolution emporgehobenen Ketten eine gemeinschaftliche Richtung haben und einander ganz, oder doch fast parallel sind, selbst wenn sie weit von einander entfernt liegen, und daß dagegen die zu verschiedenen Perioden emporgehobenen Ketten größtentheils ein verschiedenartiges Streichen haben; 4) daß jede Revolution der Zeit nach mit einer andern geologischen Erscheinung zusammengefallen sey, namentlich mit dem Uebergange von einer selbstständigen Flözformation zu einer andern, die durch eine große Verschiedenheit in dem organischen Typus charakterisirt werden; 5) daß diese paroxysmischen Bewegungen sich seit den entferntesten geologischen Perioden wiederholt haben, auch wiederkehren, und die Ruhe, in der wir leben, durch Emporheben eines andern Systems paralleler Gebirgsketten unterbrechen mögen; 6) daß sich eine von diesen Katastrophen innerhalb der geschichtlichen Zeit ereignet habe und daß dabei die Andes *) zu ihrer jetzigen Höhe emporgehoben worden seyen; 7) daß die plötzliche Emporhebung großer Gebirgsmassen eine heftige Bewegung der Gewässer des Meeres verursachen mußte, weshalb die Erhebung der Andes vielleicht jene vorübergehende Fluth veranlaßt haben möge, die man unter der Tradition so vieler Völker finde.

Wenn auch mehrere Punkte dieser Theorie mit Grund widerlegt worden sind **): so ist doch dieselbe hinsichtlich der

*) Andes, oder Cordillera de los Andes, eine große ungeheuer hohe Gebirgskette im südlichen Amerika, welche sich von Norden nach Süden, nach Peru, Chili bis zur Meerenge von Magallen ausdehnt.

***) Vergl. Carl Hartmann, die Wunder der Erdrinde oder Kabinet. I.

Erhebung der Gebirge schon deshalb als die richtige anzunehmen, weil sie, so viel man schon jetzt zu beurtheilen vermag, in vollkommener Uebereinstimmung mit Allem steht, was wir schon oben von der Wirkungsweise der göttlichen Vorsehung andeuteten, nämlich: daß sie ein Gesetz aufstellt und es dann seinem Gange überläßt, so daß das Hervorschlagen der Gebirge, um uns Wisemann's Ausdrück zu bedienen, die rechtzeitige Wirkung von Ursachen wäre, die beständig in ihrem Gesetze, obwohl unregelmäßig in ihrer Wirksamkeit sind, so wie das Ausschlagen des neuen Keimes die jährliche Folge derselben Kraft der Hitze bei der Pflanze ist.

Beaumont's Ansicht ist denn auch von den englischen Geologen, wie z. B. von den Professoren Sedgwick und Murchison *) bestätigt und angenommen worden, und de la Beche ist der Meinung **), daß diese Erhebungen, die auf Convulsionen hinweisen, durch welche der ruhige Verlauf der Niederschläge gestört wurde, noch weiter vereinfacht werden können, indem man sie auf eine Ursache beziehe, nämlich auf die Kraft der centralen Hitze, die auf verschiedene Weise die Erdrinde zerbrechen könne, entweder auf dem Wege der Abkühlung, wie er annimmt, oder wie Beaumont sich überzeugt hält, durch vulkanische Thätigkeit. Die Richtigkeit der Beaumont'schen Ansicht über die Erhebung der Gebirge ist leicht zu begreifen. Wenn nämlich die verschiedenen Schichten an den Seiten eines Gebirges, obwohl nothwendiger Weise Nie-

gemeinsafliche Darstellung der Mineralogie und Geologie 1c. 1c. Stuttgart 1838.

*) Geolog. trans. Vol. III.

***) Researches into theoretical geology, p. 39.

derschläge einer Auflösung im Wasser, anstatt horizontal zu liegen (welches die natürliche Lage solcher Niederschläge ist) und folglich mit den Seiten des Berges Winkel zu bilden, vielmehr mit denselben parallel laufen, so ist es offenbar, daß der Berg durch die bereits abgelagerten Schichten ausgestoßen worden seyn müsse. *Beaumont* vergleicht die auf solche Weise von jedem Gebirge durchstoßenen Schichten mit denen, welche in horizontaler Ordnung liegen, als wie nach seiner Erhebung abgelagert, und versucht so die Perioden in der Reihe der *Ur-Revolutionen* zu bestimmen, in welchen jedes emporgestoßen wurde.

Wird die Richtigkeit der *Beaumont'schen* Theorie über die Erhebung der Gebirge schon durch das, was wir unseren Lesern bereits mittheilten, bestätigt, so wird sie es insbesondere auch durch das Aufsteigen von Inseln aus dem Meeresgrunde *z. z.*, welche in unsern historischen, ja sogar in den neuesten Zeiten Statt fanden. Die merkwürdigste und lehrreichste Insel in dieser Beziehung ist *Santorin*, weil sie die ganze Geschichte der Erhebungs- und der vulkanischen Inseln in sich vereinigt. Schöner, regelmäßiger, vollständiger kann man, wie *Bischof* bemerkt, einen Erhebungs-krater nicht sehen, als in dem Raume, welcher den inneren Bogen von *Santorin* bis weit über die Hälfte, *Therassia* und *Aspronisi* aber in völlig regelmäßiger Fortsetzung fast gänzlich umgibt *). Hier ist,

*) Siehe *Poggendorf's Annalen* X. 172.

Santorin liegt im Meere von *Creta*, ist 10 Quadrat-*Meilen* groß, zählt über 13,000 *Bewohner*, unter denselben mehr als 800 *Katholiken*, welche einen *Bischof* in *Skaurö* haben. Auch auf *Therassia* ist ein Dorf; *Aspronisi* ist aber unbewohnt.

wie Bischof vermuthet, der Thonschiefer durchbrochen und mit in die Höhe gebracht worden. Jene Inseln bilden daher ein wesentlich zusammenhängendes Ganze und können nicht eine nach der andern erschienen seyn. Dagegen haben die Versuche der Natur, in der Mitte dieses Erhebungs-kraters einen Vulkan zu bilden, nicht aufgehört, so weit Geschichte und Tradition reichen. In dieser Mitte erhoben sich 184 Jahre vor Christi Geburt die Insel *Hiera* (*Boz baba*, jetzt *Palatia Kameni*) und, wie man vermuthet, später noch mehrere Felsen in der Nähe. Eine neue Vergrößerung erhielt sie 1427, und im Jahre 1573 bildete sich mit großem Ausbruche von Dampf- und Bimssteinen die kleine *Kameni*, ganz in der Mitte des Bassins. Vom Jahre 1707 bis 1709 erhob sich die neue *Kameni*, welche noch fortwährend Schwefeldämpfe ausstößt. Eine neue Insel war im Jahre 1834 in der Nähe der Küste von *Santorin* im Aufsteigen begriffen.

Ungefähr einen Monat vor der Eruption auf der Insel *Island* im Jahre 1783 brach in dem Meere ungefähr 7 bis 9 Meilen südwestlich von dem Cap *Reikianes* entfernt, ein untermeerischer Vulkan hervor und warf so viel Bimsstein aus, daß der Ocean in einer Strecke von mehr als 30 Meilen damit bedeckt war. Es wurde eine neue Insel aufgeworfen, die aus hohen Felsen bestand, aus welchen an einigen Stellen Feuer, Rauch und

Interessante Mittheilungen über jene Insel finden sich in von Hoff's Geschichte der Veränderungen der Erdoberfläche und in dem Berichte des Pater Bourignon in *Raspe: specimen etc. de novis e mare natis insulis.*

Bimsstein hervorbrachen. Diese Insel wurde für Dänemark in Besitz genommen und Niöe genannt. Noch vor Ablauf eines Jahres verschwand sie wieder und nur ein Felsenriff, welches 5 bis 30 Klafter unter dem Wasser liegt, bezeichnet noch die Stelle, auf welcher die Insel einst emporstieg.

Unter mehreren Fällen, welche von Buch und von Hoff aufgezählt sind, theilen wir unsern Lesern noch folgende Beispiele der neuesten Zeit vom Entstehen neuer Berge und Inseln durch vulkanische Thätigkeit, mit.

Am 13^{ten}, nach Andern am 15^{ten} Juni 1811 erhob sich aus der Meerestiefe die Insel Sabrina bei St. Miguel in den Azoren *); sie fing aber im Oktober desselben Jahres an, zu verschwinden, so daß im Februar 1812 nichts mehr davon zu sehen war. Auf der Stelle, wo sie aufgestiegen war, sah man nur noch Dampf aus der See aufsteigen.

Im Mai 1796 entstand eine neue Insel bei Unalaska im nördlichen stillen Meere, 6 $\frac{1}{2}$ geographische Meilen von der zuletzt genannten Insel entfernt, deren Umfang 4 $\frac{1}{2}$ Meilen beträgt und die wie ein höckeriger, unten breiter und oben spitzig zulaufender, rauchender Kegelschiff bildet ist. Diese Insel nahm von 1796 bis 1806 an Umfang und der Pic an Höhe zu; man brauchte, um denselben vom Ufer aus in gerader Richtung zu besteigen, fünf Stunden. Wenn auch die dortige Meerestiefe, welche übrigens sehr beträchtlich ist, nicht angegeben wurde, so dürfte doch diese Insel als eine der größten Erhebungen in neuester Zeit zu betrachten seyn.

*) Inselgruppe im atlantischen Meere, zwischen den Küsten von Portugal und Nordamerika.

Im Jahre 1814 entstand unfern dieser Insel die kleine Insel Bogoslaw, welche 1815 zwar etwas sank, aber schon Meerkohl trug. Das Entstehen aller drei Inseln kündigte sich durch heftige Erdbeben und Rauchsäulen an, die aus dem Meere aufstiegen, und es wurden Steine in weite Ferne ausgeworfen. Die Steine, welche bei Entstehung der Insel Sabrina aus der Meerestiefe in die Höhe geschleudert wurden, waren, wenn sie aus dem Wasser kamen, ganz schwarz; sie wurden aber plötzlich glühend, so wie sie die Rauchsäulen verließen. Als die Insel bei Unalaska im Emporsteigen begriffen war, stieg die Nacht Feuer aus dem Meere auf, das zuweilen so stark war, daß man auf einer 10 Meilen davon entfernten Insel alle Gegenstände deutlich erkennen konnte. Rauchwolken waren vier Jahre hindurch sichtbar.

In der Gruppe der Banda = Inseln *) erhob sich neben dem thätigen Vulkane Sonung Api eine mächtige Masse von schwarzem Gestein in einer weiten Bucht aus dem Meere, ohne alles Geräusch. Reinwardt **), welcher im Jahre 1821 diese merkwürdige Stelle besuchte, fand, daß die neuerhobene Masse siedend heiße Dämpfe ausstieß.

Am 31^{ten} August 1824 brach auf Lanzerote, einer der spanisch = canarischen Inseln, nachdem mehrere Tage hindurch heftige Erdstöße verspürt worden waren, mit unterirdischem Getöse und unter einem der heftigsten Erdbeben, das von einem furchtbaren Krachen begleitet war, ein

*) Die südlichsten der Molucken.

***) De incendiis montium igni ardentium insulae Jawaee etc. disput. geol. auctore van der Boon Mesch. Lugd. Bat. 1826.

neuer Vulkan hervor, der unter Strömen von Feuer, das die ganze Insel *) erleuchtete, eine solche Menge glühender Steine auswarf, daß sie nach 24 Stunden einen hohen Berg bildeten.

Im Juli 1830 entstand im mittelländischen Meere, zwischen der Südwestküste Siciliens und Pantellaria, ein vulkanisches Eiland. Hoffmann, der dasselbe in der Nähe untersuchte **), sah deutlich, daß es nichts anders, als der Rand eines Kraters war, dessen Wände durch die aus ihm aufsteigenden Auswürfe allmählig über den Wasserspiegel erhöht worden waren. Aus diesem Krater stiegen ununterbrochen mit großer Heftigkeit, doch ohne Geräusch Dämpfe hervor, denen Auswürfe von Schlacken, Sand und Asche folgten. Auch die Entstehung dieser Insel kündigte sich mit einem donnerähnlichen Getöse, mit Erhebung einer schwarzgefärbten Wassermasse, die gegen 82 Fuß in die Höhe stieg, und mit hoch aufsteigenden Rauchsäulen an. Zu Ende des Oktobers 1830 hatte dieses Eiland das Schicksal von Sabina. Der Meeresgrund, von dem es aufstieg, hatte eine Tiefe von 700 bis 900 Fuß.

Im Juni 1830 bildete sich durch eine Eruption bei Reikiavig an der Küste Island's abermals eine Insel.

Ein amerikanisches Schiff erblickte am 6ten Sept. 1825 eine kleine Insel in 30° 14' südlicher Breite und 178° 15' östlicher Länge von Greenwich. Ein dicker Rauch erhob sich aus der Mitte der Insel. Als sich die Boote näherten, die zur Untersuchung dieses sonst nie gesehenen

*) Sie ist 14 englische Meilen lang und 10 englische Meilen breit.

***) Voggendorf's Annalen.

Eilandes abgingen, sah man einen nackten Felsen, der kaum einige Fuß über das Meer hervorragte. Er bestand aus einem breiten Ringe, welcher in der Mitte einen kleinen Teich enthielt und, an einem Punkte durchbrochen, dem Meere Zutritt zu geben schien. Die Matrosen sprangen in's Wasser, um das Boot über die Untiefe zu ziehen; allein eben so schnell sprangen sie wieder, auf das Ueuferste erschreckt, in das Fahrzeug zurück, weil das heiße Wasser ihre Füße empfindlich verbrannt hatte. Man sah, daß der Rauch aus mehreren Rissen hervorstieg, welche den umgebenden Ring durchbrachen. Nur an einer einzigen Stelle fand sich Sand, alles Uebrige bestand aus festem Fels. Der Krater hatte 800 Schritte im Durchmesser und fiel so schnell nach Außen hinab, daß schon bei 100 Faden Entfernung kein Grund mehr zu finden war. Dennoch fand sich in einer Entfernung von etwa einer Meile, die Temperatur des Meerwassers 5 bis 7° Reaum. höher, als man sie bis dahin in diesen Breiten bemerkt hatte.

Was die Erhebung auf dem Festlande betrifft: so erinnern wir unsere Leser an die Erhebung des **Monte nuovo** bei Puzzuoli (in Neapel) welcher im Jahre 1528 innerhalb drei Tagen zu einer Höhe von 400 Fuß stieg, an die Erhebung des **Monte Rosso** bei Catania (in Sicilien) der im Jahre 1669 in ungefähr vier Wochen eine Höhe von 820 Fuß erreichte und an die Erhebung des **Forullo**, der sich im Jahre 1759, und zwar an einem Tage, am 29^{ten} September, über eine Ebene 1480 Fuß hoch erhob *).

Am 1^{ten} September 1730 brach die Erde in der Ge-

*) Humboldt, nuov. Espagne II. 290.

gend von *Vaira* plötzlich auf. In der Nacht hatte sich ein beträchtlich hoher Berg von ausgeworfener Materie gebildet; einige Tage später öffnete sich ein neuer Schlund und es wälzte sich ein Lavaström hervor, der sich über *Shinanseya* und andere Dörfer verbreitete. Am 7ten September stieg unter heftigem Donner und Lärm ein ungeheurer Feis vom Boden der Lava aus und zwang den Strom, der bis dahin nach Norden floß, seine Richtung nach Nordwest und Westnordwest zu nehmen, wobei mehrere Dörfer verwüstet wurden. Am 11ten September floß noch mehr Lava aus, bedeckte noch ein Dorf und stürzte sich dann mit fürchterlichem Getöse in's Meer. Nach einem kurzen Zwischenraume von Ruhe, brachen drei neue Deffnungen unmittelbar über den verbrannten Dörfern auf und verbreiteten eine ungeheure Menge von *Lapilli*, Sand und Asche. Am 28ten Oktober fiel das Vieh in der Gegend von dem stinkenden Dunst, der wie Tropfen herabfiel, erstickt leblos zur Erde. Am 1ten December erreichte ein Lavaström das Meer und bildete eine Insel, auf welcher todte Fische umherlagen. Am 10ten Jänner 1731 war ein hoher Berg aufgeworfen, der an demselben Tage mit gräßlichem Gepolter wieder in seinen eigenen Krater stürzte und die ganze Insel mit Steinen und Asche bedeckte. Feurige Bäche von Lava stürzten sich von ihm in's Meer. Am 3ten Februar entstand ein neuer Regel; im März erhoben sich dergleichen mehrere und im Juni waren die Gestade und Ufer der Insel mit todten und sterbenden Fischen bedeckt. Rauch und Flammen stiegen unter fürchterlichem Donner aus dem Meere empor. Fünf Jahre hindurch dauerten diese Erschütterungen und ein großer Theil der Inselbewohner mußte auswandern.

Es ist bemerkenswerth, daß die emporgestoßenen Kegele mit ihren Kratern, gegen 30 an der Zahl, in einer zwei geographische Meilen langen Linie auf fast westöstlicher Richtung stehen.

Im Jahre 1824 öffnete sich auf Lancerota, in der Nähe des Hafens von Meszif ein Krater und bildete durch seine Ausbrüche innerhalb 24 Stunden einen beträchtlichen Berg. Diese Ausbrüche waren von einem heftigen Erdbeben begleitet.

Diese Beobachtungen, verbunden mit den oben angegebenen Gründen, geben keinem Zweifel Raum, daß die Gebirge auf dem Festlande, wie die Inseln auf dem Meere, durch eine emporhebende Kraft von unten heraufgestoßen wurden, daß aber diese Erscheinungen unter zwei verschiedenen Gestalten auftreten. Entweder bilden sich Berge oder Inseln, durch Aufschüttung ausgeworfener lockerer Masse (Schlackenberge), oder durch Emporsteigen fester Gesteine, unter gewaltsamer Zerreißung und Aufreichtung der ursprünglichen Felddecke. Die auf unserer Erde so sehr verbreiteten Basalt-, Trachyt-, Phonolyt-Berge u. sind überall durch Emporsteigen solcher fester Gesteine, im geschmolzenen oder erweichten Zustande, entstanden.

Alle diese Erscheinungen werden sehr einfach aus der innern Erdwärme und aus der Expansivkraft der Wasserdämpfe erklärt. D r d i n a i r e *) überzeugte sich z. B. von Hebung einer geschmolzenen Eisenmasse bis zu einer Höhe von 150 Fuß aus einem Hochofen, in dessen Gestell Wasser gekommen war **). Aus allen angestellten Beobachtun-

*) Histoire naturelle des volcans.

***) Man vergleiche: Parrot Grundr. der Physik der Erde und Geologie, Riga und Leipzig 1815.

gen scheint auch nur der Wasserdampf die Kraft zu seyn, welche die Lava aus Tiefen, die 88747 Fuß betragen können (der vulkanische Heerd ist nach den angestellten Berechnungen in einer Tiefe von 115,000 bis 128,500 Fuß) emporhebt.

Ein großer vulkanischer Heerd unter einer großen Spalte, die jedoch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung geöffnet ist, und Zutritt von Meer- und Meteor-Wasser sind die Bedingungen, welche solche combinirte vulkanische Erscheinungen hervorbringen können.

Da, wo der geringste Widerstand ist, erfolgt natürlich auch der erste Ausbruch. Verstopft sich ein Canal: so sucht sich das vulkanische Feuer einen andern Ausweg; neue Spalten werden geöffnet durch heftige Erderschütterungen, alte verstopft, und dadurch erklärt sich der häufige Wechsel der Lava- und Wasserzuführungs-Canäle. Ein dauernder weit geöffneter Ausweg macht allen partiellen Wirkungen in der Umgegend ein Ende.

Dieselben Kräfte, welche Lavamassen emporstoßen, werden auch ganze Berge, ja ganze Gebirge hervorheben; diese Erhebungen werden entweder durch mehr oder weniger weite Spalten erfolgen und theils Gang-Ausfüllungen, theils Berge oder Gebirge bilden, oder Schichten der obersten Erdkruste mit erheben, oder durchbrechen *). Beweise

J. D. Forbes in Brewster Edinb. Jour. of sc. n. s. IV. 326.

Reinwardt: Verhandlingen van het bataviaasch genootschap van Kunster en Wetenschappen. negende deel. Batavia 1823. p. I.

*) W i s s o f s Wärmelehre.

für das Aufsteigen geschmolzener oder erweichter Massen liefern die Ausfüllungen der Gänge mit massiven krystallinischen Gesteinen, in denen allen, wie in den nachweisbar vulkanischen, Feldspath einen wesentlichen Hauptbestandtheil ausmacht. Man findet diese Gesteine mit allen geschichteten und an der Oberfläche gebildeten Massen, selbst mit den noch jetzt fortgehenden Bildungen in Berührung. Dieselben Massen aber, welche in deutlichen Strömen aus Kratern hervorgebrochen sind, wie Basalt, kommen in Lagerungsverhältnissen vor, welche zeigen, daß sie bereits während der Bildung älterer Gebirgsgruppen in einem weichen, beinahe flüssigen Zustande aus dem Innern hervorgekommen und in Klüfte und Spalten eingedrungen sind, welche sehr oft nicht bis an die Oberfläche heraufreichen. So bilden der Granit, der Syenit, der Trachyt, die Porphyre, die Grünsteine zc., bis zum Basalt Gänge, sowohl in den geschichteten Bildungen, als in einander. Nicht selten bilden sie Einlagerungen, indem sie den Schichten und Absonderungen jener neptunischen Bildungen folgten. Granite sind in den verschiedenen Perioden an die Oberfläche gekommen; wir finden sie am häufigsten im Thonschiefer und in der Grauwacken-Gruppe, im Gneiß und im Glimmerschiefer, und sie hängen zuweilen mit benachbarten größern Granitmassen zusammen. Selbst nach der Bildung der Dolithen- und Kreide-Gruppen sind sie an die Oberfläche gekommen; jedoch sind noch keine Granitgänge in diesen Gebirgsarten beschrieben worden. Während indessen die Thonschiefer- und Grauwacken-Schichten in der unmittelbaren Nähe des Granits und dieser Gänge gewöhnlich verändert sich zeigen, die Schichtung undeutlich und verworren ist, bemerkt man in der Berührung mit jenen jüngern neptunischen Bildungen

keine solchen Veränderungen mehr, man möchte also — bemerkt Bischof — hieraus wohl schließen, daß der Granit durch sie in einem solchen Zustande der Erhärtung heraufgetrieben worden ist, daß er nicht mehr verändernd auf sie wirken konnte. Die Porphyre treten eben so selbstständig auf, als die Granite, aber weniger verbreitet, nicht so ausgedehnt, häufig mit neuern geschichteten Massen in Berührung, als der Granit. Die Trappgesteine durchsetzen vom Gneise und der Grauwacken-Gruppe an alle geschichteten Gebirgsarten, wenigstens bis zur Dolithen-Gruppe einschließlich. Die Basalte durchsetzen das Uebergangs- und Flöz-Gebirge bis zur Braunkohlenformation einschließlich.

Im Allgemeinen zeigen sich stets Veränderungen im Nebengesteine und neue Mineralbildungen, wo solche Massen heraufgestiegen sind, und nicht selten findet man in ihnen große und kleinere Bruchstücke des Nebengesteins fest eingeknetet. „Wenn,“ sagt Bischof, „das durch die geschmolzene Masse erhitzte Nebengestein mit derselben sehr langsam abkühlte: so konnte dieß Veranlassung zur Erzeugung krystallinischer Bildungen (Hornblende, Feldspath, Glimmer im Thonschiefer bei Berührung mit Granit) geben. Wahrscheinlich nahm aber auch das Nebengestein Bestandtheile der geschmolzenen Masse (Alkalien) auf, welche als Flußmittel wirkten.“

Es sind hier besonders zu bemerken die Umwandlung von dichten Kalksteinen in körnigen Marmor und das Verschwinden der dunkelschwarzen Farbe und des Bitumens in dem Kohlensandsteine.

Die häufige Umhüllung jener Massen durch Conglomerate, welche Erscheinung sich bei den Basalten, Trachyten,

Grünsteinen, Porphyren und Graniten zeigt, ist als ein Produkt von der Reibung in den benachbarten Gebirgsarten beim Emporsteigen zu betrachten und ein neuer Beweis für die pyrogenetische Bildung dieser Massen.

Durchbrüche geschmolzener Massen können leicht durch den Meeresgrund erfolgen, weil dort nur ein geringer Widerstand ist; daher denn auch das Aufsteigen von Inseln, deren wir oben erwähnten.

Für die Wirkungsart der Dämpfe ist es einerlei, ob sich ihnen unzusammenhängende lose, oder zusammenhängende geschmolzene, oder bloß erweichte Massen darbieten; nur daß jene gleich Kanonenkugeln hoch emporgeschleudert werden, in parabolischen Kreisen herabfallen, und so jene Aufschüttung bewirken, während diese, durch die Dämpfe getragen stätig in die Höhe steigen. Bei Hebung der lezten Art finden die Dämpfe keinen Ausweg durch die geschmolzene Masse; letztere wird durch die Spannung derselben erhalten, erstarrt allmählig und bleibt dann gleichsam eingeklemmt zwischen den durchbrochenen Schichten; es kann aber auch geschehen, daß die Dämpfe in der Mitte der gehobenen Masse hervorbrechen und das Innere öffnen. Buch nennt diese Art von Kratern Erhebungskrater, um sie von den Ausbruchskratern (Eruptionskratern) zu unterscheiden, durch welche wahre Vulkane mit der Atmosphäre in Verbindung treten.

Zum Schlusse dieses Abschnittes erwähnen wir noch die Hebungen, welche große Inseln, ja ganze Länder umfassen. Dahin gehört das Hervortreten von Otaheiti, der Molucken und einer der Frau Maria Graham-Inseln, welche man am 19. und 20. November 1822 in Chili beobachtete. Nach heftigen Erdererschütterungen, welche man

in einer Strecke von 1400 englischen Meilen verspürte, und wobei man die Empfindung hatte, als wenn der Boden in der Richtung von Norden nach Süden plötzlich gehoben werde und bald darauf wieder falle, auch ein Geräusch vernahm, welches dem Geräusch hervorbrechender Dämpfe glich, erhob sich in innerhalb 24 Stunden die ganze Küste, wie es schien auf einer Strecke von ungefähr 100 englischen Meilen, um 3 bis 4 Fuß. In allen kleinen Thälern war die Erde in den Gärten zerrissen und Sand und Wasser in Menge, bis zur Oberfläche, durch die Risse gedrungen. Man sah jetzt auch an der Küste Felsen, die früher nicht da waren, und einen Schiffwrack, welcher zuvor unter Wasser lag, konnte man trocknen Fußes untersuchen. In dem Alluvialbette des Flusses Quillota hatten sich neue Sandbänke gebildet, von denen jede in der Mitte eine kraterähnliche Vertiefung hatte. Zu Valdivia verspürte man nur einen Stoß; aber während desselben machten plötzlich zwei Vulkane in der Nachbarschaft eine Eruption mit großem Getöse und erleuchteten einige Sekunden lang die ganze Gegend herum, worauf sie wiederum in ihre vorige Ruhe zurückkehrten.

Nach heftigen Erdbeben, wodurch die Städte Conception, Chillan und andere (in Chili) zerstört wurden, und nachdem mehrere Vulkane daselbst in Thätigkeit gewesen waren, erhob sich im Jahre 1835 der Schieferthon-Felsen in der Bucht von Conception um 3 bis 4 Fuß und die Insel Santa-Maria sogar um 8 bis 9 Fuß.

Skandinavien und Finnland haben sich ebenfalls allmählig erhoben, und es ist sogar anzunehmen, daß das ganze Land von Fredericks-hall in Schweden bis nach Abo in Finnland, ja vielleicht sogar bis nach St. Petersburg im langsamen Emporsteigen begriffen sey.

Die Erdbeben haben ohne Zweifel die nämlichen Ursachen, wie die hier erzählten vulkanischen Erscheinungen, und es zeigt sich auch zwischen Erdbeben und Vulkanen ein enger Zusammenhang. Daß die Prozesse, welche sie verursachen, in sehr großer Tiefe vor sich gehen müssen, beweisen die gleichzeitig an weit entfernten Punkten Statt findenden Erdbeben. Das Erdbeben, welches am 1. November 1755 Lissabon zerstörte, verbreitete sich nicht allein über einen großen Theil Europa's, sondern auch über die mittelländische Seeküste Afrika's und erstreckte sich bis zu den Antillen.

„Alles scheint bei den Erdbeben“ — wie Alexander v. Humboldt sagt — „die Wirkung elastischer Dünste anzuzeigen, die einen Ausgang suchen. Oft theilt sich an den Küsten der Südsee diese Wirkung fast in einem Augenblicke von Chili bis in den Meerbusen von Guayaquil mit, auf eine Länge von 600 Meilen; und, was sehr merkwürdig ist, die Stöße scheinen um so heftiger, je entfernter das Land von den thätigen Vulkanen ist. Die Granitberge von Calabrien, die Kalkkette der Apenninen, die Grafschaft Pignerol, die Küsten Portugal's und Griechenland's, die von Peru und dem festen Lande Amerika's geben auffallende Beweise dieser Behauptung. Man möchte sagen, die Erde werde um so heftiger erschüttert, je weniger Luftlöcher die Oberfläche des Bodens hat, die mit den Höhlen des Inneren in Verbindung stehen. In Neapel und Messina, am Fuße des Cotopari und des Tunguragua fürchtet man die Erdbeben nur so lange, bis die Dämpfe und Flammen aus der Mündung des Vulkans hervorgegangen sind. In dem Königreiche Quito gab selbst die Katastrophe von Riobamba bei mehreren

unterrichteten Personen, dem Gedanken Ursprung, daß dieß unglückliche Land feltner zerrüttet werden würde, wenn das unterirdische Feuer dahingelange, die Prophyrkuppel des Chimborazo zu zertrümmern, und wenn dieser kolossale Berg ein brennender Vulkan würde. Zu allen Zeiten haben analoge Thatsachen zu denselben Hypothesen geführt. Die Griechen, die, gleich uns, die Erschütterungen des Erdbodens der Spannung elastischer Flüssigkeit zuschrieben, führten zu Gunsten ihrer Meinung das völlige Aufhören der Erdbeben auf der Insel Euboea durch die Deffnung einer Spalte in der Ebene von Lelante an."

Im Uebrigen kann man annehmen, daß manche Erderschütterung mit vulkanischen Ausbrüchen nicht im Zusammenhange steht. Wenn — sagt *Bischof* unter Beziehung auf *Berzelius* — die äußere erhärtete Erdrinde eine innere noch im geschmolzenen Zustande befindliche Masse einschließt, und jene wegen ihrer fortschreitenden Erkaltung der Erde beständig zunimmt: so wird durch Veränderung des Volumens des erstarrten Theils, durch Erkalten, sein Zusammenhang mit dem bereits Erkaliteten eine Veränderung erleiden; dadurch werden Risse entstehen von unbedeutender Breite, aber von einer ungeheuren Längenausdehnung. So können also manche Erderschütterungen bloß die Folgen solcher Zusammenziehungen seyn.

Manche Erderschütterungen mögen auch von Gasentwicklungen im Innern der Erde herrühren.

Wichtig für unsern hier behandelten Gegenstand ist: daß die Erdbeben in ihrer Längenerstreckung dem Streichen der Gebirge folgen. Sind nämlich die ältern Gebirgslager ursprünglich horizontal abgesetzt worden, und haben innere

Hebungen ihre gegenwärtige mehr oder weniger aufgerichtete Stellung veranlaßt: so müssen wir, wie *Bischof* mit *Nöggerath* anführt, in der Art wie sie aufgerichtet sind, oder in ihrem Streichen diejenige Richtung erkennen, welche die innere Haupthebungsgewalt hatte. Sind nun gegenwärtig diese innern Gewalten auch nicht mehr so kräftig, daß sie Gebirgslager ganzer Länder und Continente aufrichten können, so ist doch kein Grund zur Annahme vorhanden, daß sie, wenn sie sich dermalen gewöhnlich nur in mehr oder weniger kräftigen Erdbeben äußern, in den Spalten oder Höhlen-Systemen unter der bekannten Erdkruste jetzt nach andern Richtungen, als vormals zur Zeit der Emporhebung der Gebirgslager, sich verbreiten sollten.

Sind Wasserdämpfe und comprimirte Gasarten die Ursachen der Erdbeben: so ist — wie *Bischof* sagt — nicht zu bezweifeln, daß heiße Quellen, Dampf- und Gas-Entwicklungen gleichsam als Ableiter und Schutzmittel gegen dieselben dienen können. Während andere Gegenden *Sicilien's* durch Erdbeben verheert wurden, war die Wirkung derselben in den Umgebungen von *Sciacca* sehr unbedeutend, was der Naturforscher *Hofmann* den dort vorhandenen zahlreichen Klüften, aus welchen Wasserdämpfe hervorbrechen, und aus den dort in großer Menge entspringenden heißen Quellen zuschreibt.

Daß zur Veränderung unserer Erdoberfläche auch Ströme, Flüsse, Bäche, Quellen, Landseen und die Gewässer des Meeres beitragen, ja selbst Muschelbänke, Korallen-, Infusorien- und ähnliche Bildungen, Flugsand und Dünen die Erdoberfläche hier und da verändert haben, bedarf kaum erwähnt zu werden.

Verzeichniß

einiger mineralogischer und geologischer
Kunstwörter, welche in diesem und den
folgenden Bänden gebraucht worden sind.

-
- A**cephala, eine Abtheilung der Mollusken, die, wie die Austern keinen Kopf haben.
- Alluvialisch**, **Alluvium**, solche Erde, Sand, Grus, Steine und andere transportirte Materien, welche von Gewässern, oder andern Ursachen auf dem Lande, das nicht permanent unter Wasser stand, weggewaschen und abgesetzt wurde.
- Ammoniten**, ein erloschenes Geschlecht von der Ordnung der Weichthiere, Cephalopoden genannt, die eine gekammerte, einem gewundenen Schneckenhause ähnliche Muschel bewohnten.
- Amorph**, Körper ohne regelmäßige, oder krystallinische Gestalt.
- Analog** werden diejenigen Körper genannt, die einander ähnlich sind, mit einander correspondiren. So ist z. B. eine fossile Muschel der lebenden Muschel von derselben Gattung *analog*, oder — wie man auch sagen kann — ihr Analogon.
- Anoplotherium**, ein erloschenes, fossiles vierfüßiges Thier, welches dem Schwein ähnlich war und der Ordnung der Dickhäuter angehörte.

Antennä, die gegliederten Hörner der Insekten.

Anthracit, eine Steinkohlenart.

Anthracotherium, ein erloschenes vierfüßiges Thier aus dem Geschlechte der Pachydermen, dessen Knochen in den Braunkohlen der tertiären Schichten gefunden werden.

Augit, ein dunkelgrünes, oder schwarzes Mineral, welches einen Gemengtheil mancher vulkanischen Gebirgsarten bildet.

Basalt, ein dunkelgrünes oder schwarzes Gestein, aus Augit und Feldspath von sehr dichter Textur und von bedeutender Härte bestehend.

Bassins (oder Becken), Ablagerungen, welche in großen Vertiefungen liegen, die von Bergen und Hügeln umgeben sind. Die Geologie gebraucht das Wort aber auch gleichbedeutend mit Formation.

Blemniten, ein erloschenes Thiergeschlecht aus der Ordnung der Cephalopoden, welches eine lange, enge, gekammerte Muschel bewohnte.

Bergkalkstein, eine Reihe von Kalksteinschichten, häufig das Liegende von Steinkohlebergen bildend.

Bimsstein, eine leichte schlammige Lava von weißer Farbe; sie wird hervorgebracht, indem Gase oder Wasserdämpfe zu dem Obsidian dringen und dieses vulkanische Produkt in Schaum verwandeln.

Bitumen, oder Erdpech, eine theer- oder pechartige Mineralsubstanz.

Bitumöser Schiefer, Thonschiefer mit Bitumen imprägnirt; er ist ein wesentliches Glied der Steinkohlen-Formation.

Breccie, eine Felsart, welche aus eckigen, durch Kalk,

- oder andere Substanzen verbundenen Gestein-Bruchstücken besteht.
- Bucht, Meeresbucht**, eine Oeffnung des Landes, in welche das Meer eingreift.
- Cephalopoden**, eine Classe von Mollusken, deren Bewegungsorgane um den Kopf herumliegen.
- Cetaceen**, eine Ordnung der Säugethiere, welche im Meere leben, dahin gehören: Wallfische, Delphine, Narwall's u. s. w.
- Conglomerat**, eine Gebirgsart, welche von abgerundeten Gesteinbruchstücken oder Geschieben, die durch eine andere kieselige, kalkige oder thonige Mineralsubstanz verbunden sind, gebildet worden ist.
- Crustaceen**, Thiere mit einer Schale, welche sie zu gewissen Zeiten abwerfen und wechseln.
- Delta**. Wenn ein großer Fluß, bevor er sich in das Meer ergießt, in zwei Arme theilt, die nach dem Meere hin sich mehr und mehr von einander entfernen: so entsteht eine, dem griechischen Buchstaben Δ ähnliche, Figur, ein Dreieck, dessen Grundlinie das Meer bildet. Das darin liegende Land, welches aufgeschwemmt ist, wird Delta genannt. Die Geologen verstehen darunter aber auch das Land, welches außerhalb des Dreiecks aufgeschwemmt ist.
- Dikes, Trappgänge, Gesteingänge**. Wenn eine Masse von ungeschichteten oder vulkanischen Gebirgsarten, wie Granit, Trapp und Lava als in eine große Spalte in den geschichteten Gesteinen eingetrieben erscheint: so bildet sie einen Gestein- oder Trapp-Gang. Zuweilen bildet sie eine natürliche Mauer an dem Boden, wenn das Nebengestein zersezt oder weggewaschen ist.

- Eine solche Mauer, oder Wall nennt man in Schottland und im nördlichen England Dike, und unter diesem Namen kommt sie denn auch in mehreren geologischen Werken vor.
- Diluvium, die Anhäufung von Grus und losen Materialien, die durch die Wirkung einer Ueberschwemmung (Sündfluth), welche die ganze Erde bedeckte, hervorgebracht worden sind.
- Dolerit, eine Varietät der Trappfelsarten, die aus Augit und Feldspath besteht.
- Dolomit, ein krystallinischer Kalkstein, welcher Talkerde enthält.
- Dünen, aus Treibsand bestehende Hügel, die man an verschiedenen Küsten findet.
- Erdöl, eine flüssige Abänderung des Erdpechs, welches aus einigen Gesteinen hervorquillt.
- Feldspath, ein Mineral, welches den Hauptgemengtheil mancher ungeschichteten oder vulkanischen Felsarten bildet.
- Flözgebirgsarten, die von den ältern Geologen so genannten secundären Gebirgsarten, weil man annahm, daß dieselben größtentheils in horizontalen Lagen vorkämen. Flöz bedeutet nämlich Lage oder Schicht.
- Formation, eine Gruppe von Alluvialablagerungen, Gebirgsschichten oder ungeschichteten Massen, die eine gleiche Entstehung haben und einer Periode angehören.
- Fossilien (in der Geologie) Versteinerungen.
- Fumacolen, dünne Säulen von Dämpfen, die sich aus Spalten der festgewordenen Decke der Lavaströme entwickeln.
- Gänge, Spalten in den Gebirgsgesteinen, die wiederum mit steinigen oder metallinischen, stets aber von jenen verschiedenen Substanzen ausgefüllt worden sind.

Gault (Galt), ein im östlichen England gebräuchliches Wort zur Bezeichnung einer, zwischen dem obern und untern Grünsand liegenden, Reihe von Thon- und Mergelschichten.

Geschichtet nennt man diejenigen Felsarten, die in Lagen, oder Schichten abgesetzt, vorkommen.

Geschiebe, lose vom Wasser abgerundete Gesteinsstücke.

Glimmer, ein stark glänzendes, mehr oder weniger hell- oder dunkelfarbiges Mineral, welches den Hauptgemengtheil mancher Felsarten bildet. Er ist nach einer Richtung sehr leicht und in kleine Blättchen theilbar.

Glimmerschiefer, eine primäre geschichtete Felsart, die aus vielem Glimmer und wenigem Quarz besteht.

Gneis, eine geschichtete primäre Felsart aus demselben Gemengtheile wie der Granit bestehend, die aber gewöhnlich mehr Glimmer enthält und eine blättrige Textur hat.

Granat, ein in Krystallen und Körnern vorkommendes, gewöhnlich rothes Mineral, das sich in verschiedenen Felsarten eingesprengt findet.

Granit, eine ungeschichtete, oder vulkanische Felsart, welche entweder unter, oder in Verbindung mit den ältesten der geschichteten Felsarten vorkommt und sie in der Gestalt von Gängen durchschneidet. Er besteht aus Feldspath, Quarz und Glimmer, die in einer körnigen Textur mit einander verbunden sind.

Grauwacke nennt man die untersten Glieder der secundären Gebirgsschichten, die aus Sandstein und Schiefer bestehen und die Hauptmasse der sogenannten Uebergangsgebirge bilden.

Grobkalk, eine Reihe von Schichten, welche hauptsächlich aus grobkörnigem Kalkstein bestehen.

- Grünsand, Lager von Sand, Sandstein und Kalkstein, der Kreidegruppe angehörig und deshalb Grünsand genannt, weil sie oft Grünerde eingemengt enthalten.
- Grünstein, eine aus Hornblende und Feldspath bestehende Trappfelsart.
- Hornblende, ein Mineral von dunkelgrüner und schwarzer Farbe, welches als Gemengtheil verschiedener Trappgebirgsarten vorkommt.
- Hornstein, ein zur Quarzgattung gehöriges Mineral, kieselig, dem Feuersteine ähnlich, wenn auch weniger homogen und in der Textur einfach.
- Hydrophyten, Pflanzen, welche im Wasser wachsen.
- Ichthyosaurus (Zusammengesetzt aus den griechischen Wörtern ἰχθύς Fisch und σαύρα Eidechse), ein riesenhaftes Meeresreptil, ein Mittelgeschöpf zwischen Krokodil und Fisch.
- Infusions-Thierchen, kleine Geschöpfe, welche in manchen Infusionen gebildet werden, weshalb man auch alle derartigen Thierchen so genannt hat, welche sich in stehenden Gewässern, im Essig zc. bilden.
- Invertebrä, Thiere ohne Rückenwirbel.
- Isothermisch, Zonen, welche einen gleichen Grad von jährlicher Wärme haben.
- Jurakalkstein, Kalkstein der Dolitgruppe, der den Haupttheil des Juragebirges bildet; der Name wird von den Geologen aber auch für die ganze Gruppe angewendet.
- Kalksinter, Absätze aus Quellen, welche kohlensauren Kalk im aufgelösten Zustande enthalten.
- Keuper, eine aus Sandstein und Mergel bestehende, der rothen Sandsteingruppe angehörige, Formation.
- Kimmeridgethon, ein mächtiges Thonlager, ein Glied der Dolit-Gruppe.

Knochenbreccie, zu einem Gesteine verbundene Bruchstücke von Knochen, die in Höhlen und Spalten gefunden worden sind und erloschenen Thieren angehören.

Kohlensaures Gas, eine solche Gasart, welche hauptsächlich aus vulkanischen Gegenden aus dem Boden hervorkommt.

Kohlensaurer Kalk, eine Verbindung von Kalkerde und Kohlensäure, wesentlicher Bestandtheil aller Kalksteine.

Kohlensaure Quellen, Wasserquellen mit Kohlensäure-Gehalt. Man findet sie häufig in vulkanischen Gegenden und sie enthalten oft sehr viel Gas.

Kosmogonie (griechisch *Κοσμογονία*), Entstehung, Erschaffung, Hervorbringung der Welt.

Kryptogamen, eine Classe von Pflanzen, deren Befruchtungsorgane verborgen liegen.

KrySTALLINISCH nennt man ein Mineral, welches nach gewissen Flächenrichtungen theilbar oder spaltbar ist.

Lapilli, kleine Stücke vulkanischer Schlacke.

Lava, das aus Vulkanen im geschmolzenen Zustande herausgestoßene Gestein.

Leucit, ein Mineral von weißer Farbe, welches in Krystallen in den vulkanischen Gesteinen vorkommt.

Lias, eine Art Kalkstein, der, da er nebst den mit ihm vorkommenden Schichten durch besondere Versteinerungen charakterisirt ist, eine besondere Gruppe bildet.

Lignit, in Braunkohle verwandeltes Holz.

Lithodomi, Mollusken, die in Höhlungen wohnen, die sie sich in festes Gestein bohren.

Lycopodiaceen, gigantischen Farrenkräutern ähnliche Pflanzen, die auch fossil vorkommen.

- M a d r e p o r e n**, ein Geschlecht von Korallen, wovon einige Species fossil gefunden werden.
- M a g n e s i a k a l k s t e i n**, oder auch **Z e c h s t e i n**, eine ausgeehrte Reihe von Lagern, unmittelbar über dem Steinkohlengebirge und so genannt, weil das Hauptglied derselben sehr viel Talkerde oder Magnesia als Bestandtheil enthält.
- M a m m u t h**, eine erloschene Elephantengattung, wovon fossile Knochen in mehreren Gegenden gefunden werden.
- M a n d e l s t e i n**, eine Trappfelsart mit Blasenräumen, gewöhnlich mit Mineralien angefüllt, welche die Gestalt von Mandeln haben.
- M a s t o d o n**, ein Geschlecht von fossilen erloschenen Thieren, welche dem Elephanten ähnlich waren. Die Backenzähne dieses Thieres, welche eine zitzenähnliche Oberfläche haben, gaben Veranlassung zu obiger Benennung (**Μαστός** Zitze und **Ὀδών** (ὀδόνος) Zahn).
- M a t r i x**, Muttergesteine, das Gestein, in welches ein Mineral zc. eingewachsen ist.
- M e g a l o s a u r u s** (von dem griechischen **μεγάλος** groß und **Σάυρα** Eidechse), ein fossiles, gigantisches, krokodilartiges Thier.
- M e g a t h e r i u m** (von dem griechischen **μεγας** groß und **Θηρίον** Thier), ein fossiles erloschenes Thier, einem gigantischen Faulthiere ähnlich.
- M e r g e l**, Gemenge von Thon und Kalk.
- M e s o t y p**, ein weißes nadelförmiges Mineral der Zeolith-Familie.
- M o l l u s k e n**, Thiere, wie die Schalthiere, die keine Knochen, sondern weiche Körper haben.
- M o n i t o r**, ein Saurier, oder eidechsenartiges Thier, welches lebend und fossil gefunden wird.

- Moya** nennt man in Südamerika den Schlamm, welchen die Vulkane auswerfen.
- Musaceen**, eine Familie von tropischen Monocotyledonen-Pflanzen, die Bananen und Platanen begreifend.
- Muschelkalkstein**, eine der rothen Sandsteingruppe angehörige Formation.
- Muschelmergel**, Ablagerung von Thon, Torf und andern Bestandtheilen, die mit Muscheln vermenget sind.
- Naphtha**, eine sehr dünne flüchtige und flüssige Mineralsubstanz, wovon es besonders in vulkanischen Gegenden Quellen gibt.
- Nummulithen**, ein erloschenes Geschlecht von der Ordnung der Cephalopoden, von dünner linsenförmiger Gestalt, im Innern in kleine Kammern getheilt.
- Obsidian**, eine Lava-Art, welche Aehnlichkeit mit dem grünen Bouteillenglas hat. In dicken Massen ist es fast schwarz, in dünnen Parzellen halbdurchsichtig.
- Dgygische Fluth**, von Dgyges in Attika so genannt, unter dessen Regierung sich eine allgemeine Ueberschwemmung ereignet haben soll. Man setzt das Todesjahr jenes Dgygos 1764 J. vor Chr. hinaus.
- Olivin**, ein halbdurchsichtiges grünes Mineral, das oft im Basalt und in der Lava zc. vorkommt.
- Dolith**, Kalkstein, welcher aus rundlichen, den Fisch-eiern ähnlichen Körnern besteht und für eine Gruppe secundärer Schichten charakteristisch ist.
- Dpalisirtes Holz**, durch Kieselerde versteinertes Holz.
- Dorthoceratiten**, ein erloschenes Molluskengeschlecht der Cephalopoden, welche lang gekammerte, konische, einem geraden Horne ähnliche Muscheln bewohnten.

- Dryd**, die Verbindung eines Metalles mit Sauerstoff.
- Paläotherium** (von den griechischen Παλαιός und Θηρίον Thier), ein fossiles erloschenes vierfüßiges, dem Schweine oder Tappyr gleichendes, jedoch weit größeres Thier.
- Pechstein**, ein dem verhärteten Pech ähnliche vulkanisches Gestein, welches ein fettiges Ansehen hat.
- Peperino**, eine Art von vulkanischen Gesteinen, die durch Vereinigung von vulkanischem Sande und Schlacken entstanden sind.
- Plastischer Thon**, Lager der eocenischen tertiären Periode, dem man diesen Namen von den Töpferwaaren, die daraus verfertigt werden, gegeben hat.
- Plesiosaurus** (von dem griechischen Πλωστόν, nahe — όπλωστόν der Nachbar — und Σάρα die Eidechse), ein fossiles, erloschenes, dem Krokodil ähnliches Thier.
- Porphyr**, eine ungeschichtete, oder vulkanische Felsart, aus einer Grundmasse und aus den in derselben liegenden Krystallen bestehend.
- Pozzuolana**, vulkanische Asche.
- Productae**, ein erloschenes Geschlecht von zweischaligen Muscheln, welche nur in den älteren secundären Felsarten vorkommen.
- Purbeckkalkstein**, Kalkstein, welcher der Waldgruppe angehört.
- Quadrumana**, eine Ordnung der Säugethiere, zu der der Affe gehört.
- Quarz**, ein aus Kieselerde bestehendes Mineral, wesentlicher Gemengtheil verschiedener Felsarten.
- Rücken**, Verschiebungen, Verwerfungen die Unterbrechung des Zusammenhanges der Schichten in derselben

- Ebene, begleitet von einer Spalte, welche gewöhnlich mit Gesteinbruchstücken, oder Thon zc. ausgefüllt ist, so daß zu deren beiden Seiten die Schichten ein verschiedenes Niveau einnehmen.
- Sandstein (bunter), eine Reihe von sandigen, thonigen und auch oft kalkigen Schichten von vorherrschender ziegelrother Farbe. Die Stellung dieser Formation ist zwischen dem Zechsteine und Muschelkalksteine.
- Sandstein, rother, ein Glied der rothen Sandsteingruppe.
- Saurier, eidechsenartige Thiere.
- Schichten, oder Straten, Felsarten, welche gleich den Blättern eines Buches über einander liegen; jedes Individuum bildet eine Schicht.
- Schiefer, eine Felsart, die sich in dünne Blätter theilen läßt.
- Schieferthon, der thonige Schiefer der Steinkohlenformation.
- Schwefel- oder Eisenkies, eine Verbindung von Schwefel und Eisen, die sehr häufig in den Gesteinen eingesprengt vorkommt.
- Secundäre Schichten, eine ausgedehnte Reihe von geschichteten Felsarten, die gewisse Charaktere gemein haben, welche dieselbe sowohl von den darunter, als von den darüber liegenden Schichten unterscheiden, jene nennt man primäre, diese tertiäre Schichten.
- Sedimentäre Felsarten sind die, deren Materialien im Wasser aufgelöst enthalten gewesen und aus demselben abgesetzt worden sind.
- Serpentin, größtentheils ungeschichtetes Gestein, welches seinen Namen von dem bunten, einer Schlangenhaut ähnlichen, Aussehen erhalten hat.

Solfatara, vulkanischer Krater, aus welchem Schwefel, schwefelige, wässerige und saure Dämpfe und Gase hervorkommen.

Steinkohlenformation, die große Gebirgsformation zwischen Bergkalkstein und rothem Kalksteine; wenigstens versteht man vorzugsweise diese darunter, obgleich Steinkohlenformationen auch in andern geologischen Perioden vorkommen.

Steinsalz, Chlornatrium; man findet es in großen Massen und in Lagern in verschiedenen Formationen.

Streichen wird die Richtung der Schichten nach irgend einer Weltgegend, oder einem Punkte des Horizonts genannt.

Syenit, eine Granitart.

Tertiäre Schichten, eine Reihe von sedimentären Felsarten mit charakteristischen Merkmalen, durch welche dieselben von den übrigen Schichtenreihen unterschieden werden.

Testaceen, Mollusken mit einem Gehäuse oder einer Schale.

Trachyt, eine Varietät von Lava, die wesentlich aus blasigem Feldspath besteht und in welcher oft einzelne Feldspathkrystalle liegen, wodurch die Struktur porphyrtartig wird; er geht nicht selten in Grünstein, Basalt und Dolerit und andere über, wenn er Hornblende und Augit in seine Gemengtheile aufnimmt.

Trapp und **Trappfelsarten** sind vulkanische Gesteine, welche aus Feldspath, Augit und Hornblende bestehen. Das Vorherrschende in seinen Gemengtheilen und die Verschiedenheit in ihrer äußeren Gestalt haben Veranlassung zu verschiedenen Varietäten gegeben, die wir unter den Namen Basalt, Mandelstein, Dolerit, Grünstein u. kennen.

Travertin, ein aus dem Wasser kalkhaltiger Quellen abgesetzter Kalkstein, gewöhnlich hart und halb kristallinisch.

Tuff, ein vulkanisches Gestein von erdiger Textur, selten sehr hart und besteht aus verbundenen Schlackenbruchstücken und Auswürflingen der Vulkane.

Versteinigung, ein in Stein verwandelter organischer Körper.

Ursache der tiefen Lage des Bodens in einem großen Theile von Asien.

Das asiatische Rußland und Persien bieten eine höchst merkwürdige Erscheinung dar. Wir meinen den vertieften Grund in einer Ausdehnung von 18000 Quadratmeilen, auf welchem volkreiche Städte, weit verbreitete Handelsniederlassungen und fruchtbare Gründe liegen.

Nach den Statt gehabten Nivellirungen ist diese Vertiefung so beträchtlich, daß ein großer Theil jener weiten Strecken, wie z. B. die Fläche, auf welcher Astrakan liegt, mehr als 300 Fuß tiefer ist, als der Spiegel des schwarzen Meeres oder des Weltmeeres. Selbst im Innern des russischen Reichs ist das Flußbett der Wolga und die Gegend, welche dieser Fluß durchschneidet, noch um 150 Fuß vertieft.

Eine so ungeheure, auf der bekannten Erde nicht weiter vorkommende, Versenkung eines ganzen Landes glaubte man lange Zeit aus gewöhnlichen Kräften nicht erklären zu können, weshalb die Physiker, wie dieß in vielen andern Fällen *) auch geschehen, ihre Zuflucht zu

*) Das that z. B. der englische Mathematiker und Theolog Whiston, welcher zu zeigen suchte, auf welche Weise

andern Kräften, namentlich zu einem Kometen nahmen, durch dessen Einwirkung jene große Versenkung entstanden sey.

Man ließ also den Kometen, gleich einer Kanonenkugel, auf die Erde aufprallen und ricochetiren. Wenn schon

ein Komet die Noahische Fluth veranlaßt haben könnte, und daß seine Erklärung auf das genaueste allen Umständen entspreche, welche die Genesis über diese große Katastrophe aufbewahrt habe. Nach *Whiston* befand sich zur Zeit der Sündfluth der Komet von 1680 nicht mehr als 3000 bis 4000 Meilen von der Erde entfernt; er mußte folglich, wie die *Whistonische* Theorie anschaulich zu machen sucht, die Gewässer „des großen Abgrundes“ anziehen, wie der Mond heut zu Tage die Wasser des Oceans anzieht. Seine Einwirkung mußte bei so großer Annäherung dahin gehen, eine ungeheure Fluth zu erregen. Die Erdrinde konnte, wie *Whiston* weiter sagt, dem Ungestüme der anschwellenden Fluth nicht widerstehen; sie ward an zahlreichen Stellen durchbrochen und die nun befreite Masse ergoß sich über das Festland. Die Schleusen (Katarakten) des Himmels fand *Whiston* in der Atmosphäre und dem Schweife des Kometen. Nach seiner Ansicht erreichte diese Atmosphäre bei den gordischen Bergen (dem Ararat) die Erde. Diese Berge fingen auch den ganzen Schweif des Kometen auf. Die irdische Atmosphäre hatte auf diese Weise eine ungeheure Menge Wassertheile geladen und konnte nunmehr vierzig Tage lang solche Ströme herabgießen, wovon wir bei dem normalen Zustande der Erde keinen Begriff haben u. Die neuern Naturforscher haben das Unhaltbare, Sonderbare, ja Lächerliche dieser Theorie, welche längere Zeit großes Ansehen behauptete, satfsam bewiesen.

— so folgerte man — die Stelle des Bodens, wo eine Kanonenkugel ricochetirt, allemal eine merkliche Vertiefung zurückläßt, wie vielmehr muß eine so ungeheure Kugel, wie ein Komet, Vertiefungen an Weltkörpern verursachen, an die er anstößt! Für solche Vertiefungen galten ihnen das caspische Meer und die umliegenden Länder! Allein man gibt jetzt einen andern, und zwar sehr wahrscheinlichen Grund jener höchst auffallenden Erscheinung an.

Es ist, wie wir bereits nachgewiesen haben, keinem Zweifel unterworfen, daß nicht allein isolirt stehende Berge, sondern auch ganze Gebirgsketten, aus dem Innern der Erde emporgehoben worden sind. Es ist sehr natürlich, daß man, wenn vom Emporreiben der Gebirge die Rede ist, zugleich auch darauf geführt wird, daß jene emporgehobenen Massen leere Räume unterhalb der umliegenden Gründe zurückgelassen haben müssen, welche höchst wahrscheinlich durch das Einsinken des, über denselben gestandenen, Bodens wieder ausgefüllt werden.

Nun sieht man aber in keinem Theile der Erde so viele emporgehobene Gebirgsmassen, wie in Asien. So sind namentlich um das caspische Meer die großen Plateaux von Iran und jene des innern Asien's, dann des Himalaya-Gebirgs, von Kuen-Lun, Thian-Khan, ferner die armenischen Gebirge, jene von Erzerum und der Kaukasus gelagert. Wie ungeheuer müssen die Räume gewesen seyn, welche diese emporgehobenen Massen zurückließen. Um sich das, in der Folge der Zeit Statt gehabte Einsinken des Bodens über jenen großen Räumen zu erklären, braucht man keinen Kometen. Darum bemerkte der gelehrte v. Humboldt in „seinen asiatischen Fragmenten“ mit Recht, daß das Emporheben der ungeheuern Massen im

Stande gewesen sey, eine Senkung aller dazwischen liegenden Länderstrecken zu bewirken.

Es ist dieß die Lösung eines der bemerkenswerthesten Probleme der physischen Geographie, wogegen sich kaum eine Einwendung machen läßt. Noch heut zu Tage hat jener Boden noch keinen bleibenden Stand erreicht, immer noch erhebt und senkt sich der Grund des kaspischen Meeres, wie die darüber angestellte Untersuchung des Doktor Eduard Sichwald, welche derselbe in der Beschreibung seiner „Reise auf dem kaspischen Meere und in den Kaukasus“ niedergelegt hat, zur Genüge darthut.

Das Königreich Fieu-kien, oder Fiu-tschu und seine Bewohner.

Zwischen den Philippinen und Japan liegen 36 Inseln, welche in zwei Gruppen zerfallen, deren eine die **Fieu-kieu-** und die andere die **Madschicosima-**Gruppe heißt. Die Hauptinsel der zuerst genannten Gruppe ist **Gr oß- li e u - k i e u**, oder **Loo-choo**, mit der königlichen Residenz **King-tsching (Schoui)** und der Hafenstadt **Napa-kiang**, und das größte Eiland der zuletzt genannten Gruppe heißt **Sypinsan**. Diese 36 Inseln bilden das oben genannte Königreich, über welches wir zuerst im Jahre 1752 von dem Jesuiten **P. Gaubil** einige Nachrichten erhielten, die durch den Capitän **Broughton**, welcher nach einem erlittenen Schiffbruche dort landete, und später auch durch andere Reisende wie **Marwell**, **Hall** und **Beechey** im Allgemeinen bestätigt worden sind.

Im Herbste des Jahres 1830 reiste unter andern ein Franzose, von Canton aus, auf einer s. g. Dschonke, welche der chinesische Capitän **Tschau-Tsing** befehligte, nach **Napa-kiang**. Am 2. October des genannten Jahres warf das Schiff einen Pistolenschuß weit vom großen Damme, welcher in den Hafen hinausgeht, Anker. Von hier aus konnte man die ruhige herrliche Schönheit der

Insel beobachten. Ueberall zeigte sich ein fleißiger und verständigter Anbau, Häuser mit Feldern abwechselnd reichten bis fast zur Küste herab, und was die Reisenden zunächst gewahrten, waren jene Grabmäler, welche hie und da in den Höhlungen des Berges angebracht sind; die ganze Landschaft beherrscht der Berg Samar, der höchste Pif der Insel, von welchem man dieselbe ganz übersehen kann. Fast auf dem Gipfel dieses Berges liegt Schoui. So viel unsere Reisenden aus der Ferne beurtheilen konnten, schien die Stadt von Mauern umgeben zu seyn und zahlreiche Flaggen auf ihren Wällen zu wehen. Obgleich die Wohnungen zum Theil durch dichte Baumgruppen verdeckt waren: so konnte man doch schon aus der Ferne sich überzeugen, daß die Zahl derselben nicht gering sey. Das höchste Gebäude darunter, das größte und majestätischste war ohne Zweifel des Königs Residenz. Ein prachtvoller grüner Wiesenteppich trennte das stille Schoui, das im Schatten seines Berges zu schlummern schien, von dem geräuschvollen Napa-kiang, das sich vor den Augen der Reisenden ausbreitete. Schon konnten sie die geschweiften Dächer seiner Häuser, den weiten Umkreis hoher Festungswerke und den weit in den Hafen hinausreichenden Damm erkennen, in dessen Schutze sechs Kriegs-Dschonken vor Anker lagen.

Bald zeigten sich auch an der Lehne dieses Damms mehrere Eingeborene, Männer und Frauen, und deren Zahl vermehrte sich, nachdem in der Stadt die Nachricht sich verbreitet hatte, daß ein Europäer am Bord der chinesischen Dschonke sey. Bald sah man vom Schiffe aus eine ununterbrochene Wand von menschlichen Köpfen und diese Menge von Menschen am Ufer, das geschäftige Hin-

und Herfahren der Boote in dem Hafen, die sanften, langsamem Gefänge der Seeleute, das Flattern der Wimpel, welche auf den Dschonken und in der Stadt wehten, alles vergnügte das Auge und beschäftigte die Phantasia.

Unser Reisender hatte sich nachdenkend auf das Hintertheil des Schiffes gelehnt, als der chinesische Capitän ihn auf die Achsel klopfte und ihm den Vorschlag machte, an's Land zu gehen. Freudig überrascht, daß er am frühen Morgen schon die gutmüthigen Bewohner der Insel, dieses gastfreundliche Völkchen, besuchen und in diesem letzten Zufluchtsorte des patriarchalischen Lebens einige Tage verweilen könne, sprang er in das Boot und erreichte bald die Mündung des Flusses, welcher die Stadt durchströmt.

Auf dem Hafendamme stand eine unübersehbare Menschenmenge nebst einigen Häuptlingen, welche ihm entgegen kamen. Als er an das Land gestiegen war, wetteiferten alle, wer ihm die Hand reichen, wer ihn in sein Haus führen, und wessen Gast er seyn solle. Endlich gelang es Einem, der noch eifriger war, als die Uebrigen, unsern Reisenden in seine Wohnung bringen zu dürfen. Dieser Insulaner, welcher einige englische Worte, die er von frühern Reisenden behalten hatte, vorbrachte, hieß *Komi* und war einer der Häuptlinge von *Napa-Kiang*. Er war gegen 40 Jahre alt und trug sein glattes, mit einer fettigen schwarzen Substanz bestrichenes Haar nach der Sitte der Insulaner an beiden Seiten des Kopfes emporgestrichen und auf dem Wirbel zusammen geschlungen. Ueber den Schnüren, welche das Haar zusammen hielten, zeigten sich zwei Ringe, *kamesaschi* und *usifaschi* genannt, so wie zwei, durch das Haar gesteckte, Pfeile und über dem *Kamesaschi* ein kleiner Stern, welche Gegenstände sämt-

lich von Gold waren und Komi's Rang bezeichneten. Er trug einen Schnur- und Backenbart und ein Gewand von gemusterter Seide.

Als der Reisende an Komi's Wohnung anlangte, stand dessen zwanzigjährige Gattin an der Thüre, um ihn zu empfangen. Sie fühlte sich glücklich, einen Weißen aus Westen zu sehen und aufzunehmen. Ihre durch eine starke Nadel zusammengehaltenen Haare fielen dann nachlässig wieder auf die Wangen herab; ein Hemd mit weiten Ärmeln, das durch einen Gürtel zusammen gehalten wurde, umhüllte sie ganz vom Kopfe bis zu den Füßen.

Das Gesicht Komi's hatte den Ausdruck wohlwollender Klugheit. Seine Augen, weniger schief, als die der Chinesen, waren sanft und geistvoll und sein Mund und seine Nase tadellos geformt. Seine Frau war hübsch; die schönen Augen blickten sanft unter dem Bogen der Augenbraunen hervor und ihr brauner Teint hatte die kräftige Farbe unserer südländischen Schönen. Ihre Hände waren leicht tätowirt; diese Tätowirung galt aber mehr als Adelsauszeichnung, wie als Schmuck.

Obgleich Komi eifersüchtig auf den Besitz unsers Reisenden war: so wollte er doch auch den andern Häuptlingen das Vergnügen gewähren, denselben zu sehen, weshalb beide, nachdem sie ein Glas *Schazze*, ein, dem chinesisches *Kamtschu* ähnliches, gegohrenes Getränk zu sich genommen hatten, weggingen, um die Autoritäten des Landes zu besuchen.

Umgeben von einer Menge Neugieriger, gelangten sie an den Garten des Häuptlings *Koma*, eines der angesehensten Männer auf der ganzen Insel. Der ehrwürdige Greis saß in seinem Garten und hatte zwei kleine Knaben

bei sich, und ein Diener hielt einen ausgespannten Schirm über dessen Kopf. Nie sah unser Reisender eine interessantere Gruppe als diese. Der Greis **Ukoma** hatte einen langen weißen Bart, der ihm bis auf die Brust reichte. Er trug ein Barett und ein, von einem Gürtel zusammen gehaltenes, weites Gewand von glatter Seide. Das Kleid des Dieners war von glatter Baumwolle, das der Kinder aber schien aus gemustertem Brocat zu bestehen. Auf **Ukoma's** Gesicht war Wohlwollen und Heiterkeit, auf dem der hübschen Kinder Erstaunen, gemischt mit kluger Schalkhaftigkeit, ausgedrückt.

Kaum hatte der Europäer sich neben dem Greise niedergesetzt, als man einen Priester (Bodeze) und einen andern Häuptling der Stadt ankündigte, die sich beide dem Gaste aus dem Westen empfehlen wollten. Der Priester hatte ein glattrasiertes Gesicht, ging ohne Fußbekleidung (die übrigen Insulaner haben Sandalen), trug ein einfaches Gewand und einen breiten Streifen von Zeug, der ihm, nach Art der Ordensbänder, quer über die Brust hing. Seine Haltung war ernst und gemessen. — Der andere Häuptling war fast ganz so gekleidet, wie **Komi** und **Ukoma**. Letzter empfing seine Gäste auf das Freundschaflichste und führte sie in den Schatten einer schönen Baumgruppe. Man brachte Thee mit einer Art Zuckerkuchen, der mit Reismehl bestreut war. Nach dem Thee nahm jeder seine Pfeife und die Unterhaltung begann in einer Sprache, der man durchaus keinen Namen geben konnte; es war Englisch, Chinesisch und Japanisch, gemischt mit dem eigenen Dialekte der Inselbewohner.

Nachdem unser Reisender auf verschiedene an ihn gerichtete Fragen über Vaterland und Zweck der Reise so gut

als möglich geantwortet und unter andern bemerkt hatte, daß er, wie einst *Maywell*, *Hall* und *Beechey*, ihre Inseln besuchen wolle, sprangen sie vor Freuden von ihren Sätzen auf, gaben ihm wiederholt die Hand, indem sie riefen: *Schurassa! Schurassa!*

In demselben Augenblicke führte der Zufall, oder die Neugierde die beiden Männer von *Ciu-tschu* zu *Ukoma*, welche durch die Reisebeschreibungen *Hall's* und *Beechey's* berühmt wurden, nämlich: *Madera Cosyong* und *An Nyah*. Beide hatten als kostbares Andenken die wenigen englischen Ausdrücke bewahrt, welche sie gelernt, ja sie hatten die Vorsicht so weit getrieben, ein geschriebenes Verzeichniß derselben anzufertigen, das sie von Zeit zu Zeit zu Rathe zogen.

Die Anwesenheit dieser Männer gab der Gesellschaft mehr Leben. Die erste Frage, welche *Madera* an den Reisenden that, war: ob dieser seine Frau am Bord der *Dschonke* habe? Als der Europäer aber geantwortet hatte, daß dieß nicht der Fall sey, fuhr *Madera* fort: „Ach! schöne, schöne Frau am Bord der *Engueles*.“ Diese Aeußerung bezog sich auf die Gattin eines gewissen *Loy*, welcher im Jahre 1816 auf dem Schiffe *Alceste* die Insel besucht hatte. Man überschüttete damals die schöne *Loy* nicht bloß mit Huldigungen auf ihren Ausflügen auf der Insel; bei ihrer Abreise ließ ihr der größte Herr der Insel sogar einen dringenden Vorschlag machen, und man mußte nach den Anerbietungen glauben, daß jener Vorschlag vom Könige selbst komme. Ein prachtvoll eingerichtetes Haus, hundert Diener, alle Genüsse des Luxus der Insel wurden ihr in der Perspektive gezeigt, während man bei ihrem Gatten andere Mittel versuchte, um ihn zur Abtretung der Angebeteten zu vermögen.

Madame Loy hatte also in **Napa-Kiang** den Ruf des schönen Geschlechtes von Europa begründet und **Ma-bera** schien besonders die Erinnerung an sie bewahrt zu haben.

Nach einer zweistündigen Unterhaltung stand der Priester auf und nahm dem Europäer und Komi das Versprechen ab, seine Wohnung und seinen Tempel zu besuchen. Als man die Einwilligung gegeben hatte, gingen alle fort und **Ukoma** befahl seinen Leuten, uns zu folgen. Die beiden ersten Diener, einer mit dem Regen- oder Sonnenschirme, der andere mit dem Fächer, ein Knabe mit dem Beutel, ein Invalid, ja selbst die Frau des Gärtners *ic. ic.*, Alles setzte sich in Bewegung und wandte sich der Wohnung des Priesters zu.

Es war ein großer, hie und da mit pappelähnlichen Bäumen und kleinen Häuschen bedeckter Platz, wo jeder Priester für sich lebte. Als die **Alceste** auf der Rhede von **Napa-Kiang** vor Anker lag, hatten die Priester diese Wohnungen an die Engländer abgetreten und jedes Haus war ein Hospital geworden. Seiler und Schmiede richteten sich damals in dem Garten ein, um die Gegenstände herzustellen, welche zur Ausbesserung des Schiffes nöthig waren und statt an allem dem ein Aergerniß zu nehmen, halfen die gutherzigen Bewohner und selbst die Priester den Fremden bei ihrer Arbeit. Sie versahen die Kranken mit Speisen und süßem Wasser, und die Zimmerleute mit Bauholz aus dem Gebirge. Als man ihnen Lohn dafür anbot, wurden sie böse! Weiterhin wurde der Europäer an einen noch rührenderen Zug erinnert. Er las auf einem Steine: „Hier liegt **William Harris, Matrose** auf der **Alceste**, der am 15^{ten} October 1816, in

seinem ein und zwanzigsten Jahre starb. Dieses Denkmal wurde ihm von dem Könige und den Bewohnern dieser gastlichen Insel errichtet."

Harris, der schon längst an einer unheilbaren Krankheit gelitten hatte, war auf der Insel gestorben. Den Tag nach seinem Hinscheiden, als die Mannschaft des Schiffes ihn beerdigen wollte, fand sie an dem Lager des Todten die Häuptlinge und angesehensten Einwohner von **Napakiang** in weiße Gewänder mit schwarzen Gürteln, dem Zeichen der Trauer, gekleidet. Die Insulaner folgten dem Leichenzuge und bezeigten dem Todten nach der Sitte des Landes die letzte Ehre.

Je mehr unser Reisender das gute Volk von **Vienkien** kennen lernte, um so lieber gewann er dasselbe. Es that das Gute ohne Prahlerei, war sanft, äußerst gefällig, und man bemerkte nicht die geringste Spur von Eigennuz; es war gefällig, um gefällig zu seyn, gab, um zu geben, ohne einen Nebengedanken, ohne Mißtrauen, ohne Hoffnung auf Vergeltung. Die Engländer, die nach einander in den Hafen eingelaufen waren, wurden wie Brüder behandelt; der König und die Häuptlinge versahen sie jeden Tag mit Stieren, Büffeln, Schweinen, Geflügel und Reis und nur mit Mühe konnte man diese Insulaner zur Annahme einiger Bücher und anderer europäischer Gegenstände bewegen. Es schien ihnen unwürdig, sich die Gastfreundschaft bezahlen zu lassen.

Unser Reisender war ein weniger kostspieliger Gast, als ganze Mannschaften eines großen Schiffes, und da die Insulaner gegen denselben ihren Edelmoth nicht ganz zeigen konnten, so stritten sie sich um ihn. „Hätte ich," sagt

er, „allen ihren Aufforderungen Genüge leisten wollen, so würden hundert Magen nicht hingereicht haben.“

Nach dem Frühstück bei U k o m a wurde ein zweites in der Wohnung der Priester eingenommen, und bei dieser Gelegenheit wurde aller Luxus der Koch- und Backkunst der Insulaner aufgeboten. Nach Beendigung eines solchen Mahles wollten ihm die Priester ihren Tempel, ja noch mehr, ihre Gottheit zeigen. Diese bestand aus einer grobbehauenen Bildsäule, welche sich in sitzender Stellung in einer natürlichen Höhle befand. Es war die Göttin der Vergebung (**Kuan-Yong**), die Schutzgöttin von **Napa-Kiang**. Vor diesem Gözen standen mehrere kleine Tröge, welche aus Stein gehauen und zur Aufnahme der Opfer, die man hier bringt, bestimmt waren. Es lagen über diesen Trögen kleine Stäbchen, die wahrscheinlich, wie die der Bonzen, zum Loosen dienten. Man warf sie in die Höhe und eine, auf einer Seite befindliche, Zahl gewährte eine Schiffer, die einen Sinn in dem Buche des Priesters gab.

Um den Glauben der Inselbewohner zu erforschen, fragte unser Reisender: wie viel Religionen es auf **Lieu-tschou** gebe. Man antwortete **d r e i**, und auf die weitere Frage, wie diese Religionen genannt würden, sagte man ihm: „**Sch u**, **Sch i h** (**So**) und **T a o u**; es gebe viele, welche dem Glauben **Sch u** anhängen; man werfe sich vor dem Himmel nieder, oder bete im Tempel, oder auch für sich im Stillen; **Sch u's**, **Sch i h's** und **T a o u's** glaubten, daß das Gute belohnt und das Böse bestraft werde.“

Die Priester genossen zwar kein größeres Ansehen, als in China, aber auch in **Lieu-kien** zog man sie über Zauberei und Wahrsagerei zu Rathe. Während dieser Besuche war die Nacht hereingebrochen und **Komi's** Gattin, über

das lange Außenbleiben besorgt, hatte einen Diener ausgesandt, um zu erforschen, wo ihr Gemahl und ihr Gast sich aufhielten.

Der Reis und das, für den Fremden auf's Beste zubereitete, gedämpfte Schöpfenfleisch, hatten durch die lange Zögerung etwas verloren und die gute Hausfrau war darüber sehr besorgt. Das Abendessen ward auf einem reinlich gedeckten Tisch aufgetragen und man setzte sich auf niedrige Bambussessel. Mit der ängstlichsten Besorgniß folgte die gute Wirthin allen Bewegungen des fremden Gastes. Sie suchte gleichsam in seinem Gesichte zu lesen, ob er die Eier, die Lenten, die Ragouts &c. &c. schmackhaft finde! Bei dem geringsten beifälligen Zeichen heiterte sich ihr Gesicht auf, sie lachte, klatschte in die Hände und eilte fort, um ein neues Gericht zu holen. Komi freute sich nicht weniger, den Gast an seiner Seite zu sehen; er plauderte, ohne auf des Fremden Antwort zu hören und gab diesem endlich zu erkennen, daß er nun eben so glücklich als Mader a und An Ny a sey; diese hätten zwei Engländer, er aber einen Franzosen zum Freunde; dann folgte wieder ein Strom von Fragen über Frankreich, über die Sitten und Gewohnheiten der Bewohner, discrete und naive Fragen, die mit einer so großen und doch so natürlichen Höflichkeit gethan wurden, als kämen sie von dem gebildetsten Europäer.

Der Reisende antwortete und fragte ebenfalls, indem er besonders über zwei Punkte Aufschluß zu haben wünschte, welche vom Capitän Hall behauptet worden waren, nämlich, daß die Insulaner weder Angriffs- noch Geld hätten. Es schien unserem Reisenden kaum möglich, daß es ein waffenloses Volk gebe, da doch die ganze Erde immer auf der Wache und zwischen dem heendigen und dem

beginnenden Kriege stehe; es schien ihm unglaublich, daß ein Volk kein Geld habe, da doch der Gelddurst sonst überall herrsche. Der Capitän Hall hatte darüber die lieblichste Fabel erfunden; er konnte in St. Helena Napoleon damit unterhalten und dann in London das Gemälde weiter ausführen.

Komi vernichtete diesen schönen Roman! Die Bewohner von **Pieu-Kien** haben Waffen und Geld. Die Waffen verbergen sie in Festungen, wo selbst die Kanonen in den Schießscharten nicht sichtbar sind; denn sie können bei ihrem friedlichen Sinne nicht begreifen, wie man aus dem Kriegszustande eine fortwährende Prahlerei machen, oder durch Aufstellung der Waffen sich einer Art von Drohung schuldig machen könne. Sie haben Flinten und Kanonen nur zur Vertheidigung. Was die Münzen betrifft, so haben sie zwar kein auf den Inseln geprägtes Geld, wohl aber die chinesische Münze, welche **Tschen** heißt, die sie in Beuteln fortwährend bei sich tragen. Gold und Silber aber tauscht man in Stangen aus.

Ein fast europäisches Bett war für den Reisenden in einem Gartenhäuschen zurecht gemacht worden und die junge Wirthin hatte für Alles so gut gesorgt, daß selbst ein schwer zu befriedigender Europäer keine Bequemlichkeit vermist haben würde. Als der Gast am Morgen erwachte, stand Komi mit seiner Gattin schon vor dem Gartenhäuschen, um ihn mit einem Glase Schazzi zu bedienen. Nach einem leichten Frühstück erklärte der Fremde, daß er für diesen Tag von Staatsbesuchen nichts wissen möge, sondern unbeschränkt im Freien herumwandern wolle. Bei diesem unerwarteten Verlangen verschwand die Heiterkeit von der Stirne Komi's; er versuchte einige Worte zu stam-

meln, entfernte sich aber plötzlich und eilte aus dem Hause. Eine halbe Stunde bemühte sich der Reisende umsonst, die Ursache davon zu errathen; endlich sah er K o m i hüpfend, springend und lachend wieder zurückkommen. „Wir sehen Schoui,“ rief er voller Freude, „wir sehen das Land! U k o m a hat es erlaubt, der König hat es erlaubt!“ Jetzt begriff der Reisende, daß man ihm eine große Gunst gewähre und daß er sie lediglich dem Einflusse und den dringenden Bitten K o m i's verdanke.

Bald war das ganze Haus in Bewegung, Diener mit Regenschirmen und Kinder mit Schachteln, mit Fleisch &c. U n N y a h kam zu rechter Zeit, um die Gesellschaft zu begleiten; der alte schwache Madera bedauerte, nicht folgen zu können.

Der Weg führte zuerst zu den Gräbern, die man schon von der Höhe aus sah. Die Neugierde trieb unsern Reisenden in das Innere eines dieser Gräber und er sah einen halbverzehrten, mit einer schlechten Decke verhüllten Leichnam liegen. Vor demselben standen einige Tassen und ein großer Theekrug, damit der Geist, wenn er es wünsche, trinken könne. Lebensmittel sah man nicht, denn die Geister essen nicht; nach der Vorstellung der Insulaner trinken sie bloß.

Der Todte bleibt so lange hier liegen, bis die Knochen völlig vom Fleische entblößt sind, dann kommen die erstern auf den allgemeinen Begräbnißplatz.

Der ganze Berg, über welchen man stieg, war mit Grabdenkmälern bedeckt, jedoch waren sie bis auf ein einziges verschlossen, in welches der Europäer zu kommen suchte. Jenseits der Thüre standen gegen zwanzig rothe irdene Krüge mit Deckeln, die fast ganz den Mandarinennützen

glichen; unser Reisender wollte einige dieser Krüge öffnen, um zu sehen, was sich darin befinde, allein *Komi* und *An Nyah* hielten ihn mit einer Geberde des Schreckens davon zurück. Es waren die Gebeine ihrer Väter; die Berührung derselben war Verletzung des Heiligthumes!

Allmählig kam man auf den Gipfel des Hügels, von wo man einen großen Theil der Bucht von *Napa-Kiang* und *Schoui* übersehen konnte. Auf dem Wege dahin sah unser Reisender mehrere Früchte zc. zc. angebaut, z. B. Kartoffeln, Hirse, Weizen, türkisches Korn, Pataten, Gerste, Erbsen, Reis, Tabak, Möhren, Salat, Zwiebeln, Zuckerrohr, Granatäpfel, Drangen zc. zc., auch den Theestrauch sah man häufig. Neben den durch diese reichen Pflanzungen befruchteten Feldern erhoben sich hie und da Hügel, welche auf ihrem Rücken Fichten trugen. Diese steinigten Erhöhungen bestehen, wie die Grundlage der Insel, aus schwammigem Kalksteine, der unter dem Meißel leicht nachgibt. Diese mit Naturschönheiten und Werken der Menschenhand geschmückte Gegend gewährte einen ersten harmonischen Anblick. Auf der einen Seite die Inseln, welche sich auf der großen klaren und so durchsichtigen Wasserfläche hinziehen, daß man selbst von dem Hügel aus in das Meer hineinsehen kann; im Süden die Stadt *Na-su*, weiter unten am Hafen die vor Anker liegenden Schiffe, die Schonken mit ihren Fähnchen, die japanischen Schampans, welche beslaggt von *Uchimar* und *Teddo* kamen; dann auf einem Landstriche, der von dem Hügel nach der Stadt sich hinzieht, halb hinter Bäumen versteckte Dörfchen, die nur hie und da ein weißes, von einem kleinen Bache bespültes, Häuschen sehen ließen, das war das Bild, welches unserem Reisenden vor Augen lag.

Die reichste Vegetation grünte und blüthete in dem Thale, umschlang die Häuser, schlängelte sich um die Mauern und drang bis an den Rand des Meeres, über dem sie schwebte, um sich darin zu spiegeln.

Wenn man von *Napa-kiang* nach *Schoui*, der Binnenstadt, zugeht, wird die Aussicht noch mannigfaltiger und reizender. Die Häuser von *Schoui*, zierlicher und größer als in der Küstenstadt, stehen wie Kästchen vom Fuße bis zum Gipfel des Berges hinauf und zwischen denselben herrliche Baumgruppen. Die Ebene selbst scheint ein großer Flecken zu seyn, so zahlreich sind die Häuser auf derselben. Im Norden schließen große Urwälder diesen Theil der Insel ein und gewähren ihr Schutz gegen die von dort wehenden kalten Winde.

Jetzt befand sich unser Reisender auf einem Theile der Insel, den bis dahin kein Europäer betrat. Die ersten Häuser der Vorstadt *Schoui* traten hervor, und man erblickte eine so schöne und reiche Vegetation, daß man in einem Haine zu gehen wähnte. Bald sah man sich in einem Labyrinth schattiger Gänge, wo man keinen Ausgang erblickte. Nur hie und da zeigte sich eine Thür von Weiden-geflechten. *Komi*, der über des Europäers Verlegenheit lächelte, entschloß sich endlich, eine derselben zu öffnen. Sie führte zur Wohnung eines Bauers mit einem Hofe voll Aenten, Schweine und anderer Hausthiere. Das Gehölz wimmelte von solchen Meiereien, die still im Schatten derselben lagen. Einige Landleute kamen auf die Reisenden zu, staunten den Europäer an und wurden nicht müde, dessen Begleiter zu fragen, wer der Fremdling sey, woher er käme, wohin er gehe und was ihn nach *Piu-tschou* führe? Zugleich betrachteten und maßen sie denselben vom

Lesekabinet. I.

Kopfe bis zum Fuße mit einer gutmüthigen Neugierde, bewunderten alle Theile seines Anzuges, Rock, Weste, Beinkleider, Hut, und riefen jeden Augenblick: *Schurassa!* (schön!).

In jeder dieser Meiereien bot man den Reisenden Eier, Milch, Fleisch, Schazzi und Thee an, und wenn der Europäer nicht wenigstens so that, als wolle er etwas annehmen, so wurden die gutmüthigen Insulaner böse und fast zornig. Einmal kam unser Reisender auf den Gedanken, diesen Leuten für die empfangenen Speisen einige chinesische Münzen zum Geschenke zu machen, allein *Komi*, dem er seine Absicht erst mittheilte, hielt ihn davon ab und nöthigte ihn, seine Börse wieder einzustecken. Das Volk sieht das Anerbieten einer Bezahlung für eine Beleidigung an.

Da sich der Europäer am Fuße *Schou'i's* befand: so wollte er die Wanderung durch die Stadt fortsetzen und dem Könige seine Aufwartung im Palaste machen; allein in *Komi's* und *An Nyah's* Zügen malte sich ein unbeschreiblicher Schreck, als er dieses Vorhaben kund gab. Sie eilten ihm voran und *Komi* legte sich quer über den Weg, um anzuzeigen, daß der Fremdling über seinen Körper wegschreiten müsse, wenn er ein solches Wagniß unternehmen wolle. Dabei suchten die besorgten Insulaner ihm begreiflich zu machen, daß der König von *Tiu-tsehen* Niemand sehe, daß weder *Komi*, noch *Ukoma*, noch ein Engländer den Monarchen gesehen habe, ja sie setzten im Tone unbeschreiblicher Verzweiflung hinzu: daß sie und der Fremdling die Köpfe verlieren würden, wenn sie weiter gingen!

Um die braven Begleiter nicht ferner zu ängstigen, trat der Europäer den Rückweg nach *Napa-Kiang* an. *Komi*

sprang voller Freude auf, küßte ihm die Hände, die Kniee und die Zipfel des Rockes und verschwendete alle Liebesworte, die ihm sein halb englisches Kauderwelsch lieferte.

Man schlug den Weg durch eine lange schmale Straße ein, welche rechts und links unzählige Häuser zeigte. Kletterpflanzen und Blumen aller Art schlangen sich um die Hecken an den Wegen. Es kann in diesem glühenden Klima nichts frischeres, nichts luftigeres geben, als diese köstlichen Wohnungen.

Auf diesem Wege trafen die Reisenden bisweilen Haufen von Kindern aus den Meiereien, welche Schmetterlinge jagten, oder Blumen pflückten. Hatten sie eine recht schöne gefunden: so reichten sie dieselbe dem Europäer, indem sie ihn auf chinesische Weise begrüßten und dann lachend davon liefen. Sie begriffen nicht, daß man einen Werth auf solche allgewöhnliche Dinge legen könne. Weiterhin begegneten die Reisenden zwei Eseln, welche Körbe trugen; es waren die ersten Lastthiere, welche unser Reisender auf der Insel bemerkte. Auf den Straßen sah man nirgends eine Gleise, ein Zeichen, daß man sich weder der Wagen, noch der Karren bediente.

Obgleich die Sonne glühete, arbeiteten die Landleute dennoch mit ihren Frauen auf dem Felde. Die Tracht, die Züge, die Sitten und Gebräuche derselben schienen sich von denen der Städte nicht zu unterscheiden. Einige Frauen waren auf den Armen leicht tätowirt.

Als die Reisenden auf dem kleinen Berge ankamen, welcher Napa-Kiang beherrscht, trat Komi zu seinem fremden Gaste und stieß ihn sanft an den Elbogen, indem er sagte: Sieh! sieh! Er zeigte dabei nach dem Hafen. Dort war eine große Dschonke vor Anker gegangen, um

welche mehrere hundert schwer beladene Barken schwammen. Auf die Frage: was diese große Dschonke, diese Bewegung und die große Zahl von Barken bedeute, erhielt unser Reisender durch Worte und Geberden die Auskunft, daß jene, mitten im Hafen ankernde Dschonke den Tribut einnehme, welchen **Napa-Kiang** jährlich an den Kaiser von China zahle und daß sie morgen wieder nach Peking absegeln werde.

Den folgenden Tag feierte man die Abfahrt der offiziellen Dschonke. Eine Art Mandarin, welcher von **Schou i** gekommen war, sollte die Ceremonie leiten. **Ko mi** sagte seinem abendländischen Gaste, es sey ein großer Mann, sey größer als alle, welche die Hafenstadt bewohnten, und daß er wahrscheinlich den Fremden zu sehen verlangen werde. Wirklich war unser Reisender kaum aufgestanden, als er ein in chinesischer Sprache zierlich geschriebenes Briefchen folgenden Inhalts erhielt: „**Wung-Schu**, Mandarin von **Schou i**, verbeugt sich bis zur Erde vor dem Fremden und wünscht ihn zu sehen.“ Nach ertheilter Einwilligung trat **Wung-Schu** mit einem Gefolge von zwanzig Personen in **Ko mi's** Wohnung.

Der Mandarin war größer, als die andern Insulaner und hatte auch mehr europäische Züge. Er trug ein Gewand von blauer Seide und seine Mütze, von etwas dunklerer Farbe, war mit gelben Blumen besät. Sein Gesicht, seine Haltung verriethen eine edle Einfachheit; es war nichts Stolztes, nichts Hochmüthiges an ihm; er zeichnete sich vor seinen Untergebenen mehr durch sein sanftes und gefälliges Benehmen aus. Als er durch die vor dem Hause versammelte Menge durchschritt, grüßte ihn ein jeder, indem er mit auf der Brust gekreuzten Händen niederkniete.

Wung-Schu verstand kein Wort englisch; **Ko mi** diente ihm als Dolmetscher. Der Europäer mußte nochmals auf alle Fragen über sein Vaterland, den Zweck der Reise und über den weiteren Reiseplan antworten, und nachdem dieß geschehen war, erlaubte sich zwar auch unser Reisender mehrere Fragen über **Schou i** und das Innere **Piu-tschou's**; allein der Dolmetsch übersezte theils falsch, theils ungenau, theils gar nicht, und so kam es, daß man nach vielem Hin- und Herreden so klug war, als am Anfange der Unterredung. Sichtbar war jedoch, daß sich beide, der Mandarin und der Europäer, bereits lieb gewonnen hatten. Diese Freundschaft war bereits so wohl begründet, daß Jener dem Europäer ein seltsames Geschenk machte. Letzterer zog von Zeit zu Zeit sein Taschentuch heraus, um den bei uns üblichen Gebrauch davon zu machen; dieß beunruhigte den Mandarinen und als Jener das Tuch nochmals herauszog, nahm dieser aus seiner Tasche fünf, oder sechs viereckige Papierstückchen und ließ unserem Reisenden dieselben durch einen Diener reichen. Zu gleicher Zeit nahm der Mandarin selbst ein Stückchen solchen Papiers, schnaubte sich in dasselbe und warf es dann weit weg. Der Europäer begriff nun, daß das System der Keilichkeit der Bewohner **Piu-tschou's** von dem unserigen abweiche, und um nicht hinter **Wung-Schu** zurückzubleiben, holte er aus seinem Koffer ein schönes ostindisches Taschentuch, welches Jener mit Freude annahm. Eine Viertelstunde nach diesem Besuche erhielt er dagegen ein Stück prächtigen Zeuges und ein Kästchen Thee.

Kaum war dieser Besuch vorüber: so wurden **Ko mi's** Hausbewohner durch ein großes Geschrei hinaus gerufen. Die Dschonke der Regierung lichtete die Anker; die Flag-

gen weheten an jedem Maste, das Verdeck war von Menschen gefüllt und um das große Schiff herum drängten sich Hunderte von Barken mit Eingeborenen, welche dasselbe mit Freudenruf und den rauschenden Tönen der Gongs begrüßten. Das Schiff der Argonauten war, wie unser Reisender sagt, sicherlich nicht plumper und schwerer, als diese große Dschonke. Und doch hatte sie auch ihre Originalität, zwei Buckeln, welche zwei Fischaugen vorstellen sollten, Masten, die sich wie Schilfrohr beugten, und Segeln aus Cocusschalen, welche durch Querstöcke von Bambus gehalten wurden. Uebrigens sah man daran die drei flatternden Flaggen; am großen Maste die von **Liu-tschu**, dreieckig, roth und gelb, mit einer weißen Kugel in der Mitte; am Fockmaste die Fahne des Kaisers von China und am hinteren Theile des Schiffes eine Menge Fähnchen, deren jedes die Anwesenheit irgend eines Mandarinen anzeigte. Als das Zeichen zur Abfahrt durch die Gongs gegeben worden war, wurden die Segel aufgezogen, die Dschonke schwamm über die Riffbank, welche den Hafen einschließt, hinaus, und schlug die Richtung nach Nordwesten ein.

Kaum war unser Reisender in **Komi's** Wohnung zurückgekehrt, als er eine förmliche Einladung zu Tische von dem Mandarinen aus **Schou i** erhielt. Das Festmal wurde jedesmal an dem Tage der Abfahrt der Dschonke gegeben; die Hauptlinge von **Napa-kiang** sollten alle dort seyn, **Ukomo**, **Komi**, **Madera**, **An Nyah** und mehrere Andere; aber die Gelegenheit, das Fest durch die Anwesenheit eines Europäers zu erhöhen, war zu schön, als daß sie der Mandarin nicht hätte benützen sollen.

Um zu ihm zu gelangen, mußte man sich einen Weg

durch die mit Neugierigen ganz gefüllte Straße bahnen. Aber das Volk war sanft und nachgebend. Da die Sonne dort, wo unser Reisender ging, sehr heiß schien: so spannten sich alle Sonnenschirme auf, und man wetteiferte, ihm Schatten zu machen. So kam er an den Palast des Mandarinen, der ihn in dem Speisesaale erwartete. Die aus Japan gebrachte, prächtig lackirte Tafel hatte an den Ecken und den Beinen vergoldete Charaktere, welche angaben, wann und von welchem Meister das Geräth verfertigt sey. Diese Tafel war mit Schüsseln voll Speisen und Süßigkeiten und mit zwei Arten geistiger Getränke, dem Schazzi und Murufaku, bedeckt, die beide einen süßlich sauren Geschmack haben.

Unser Reisender hatte den Ehrenplatz neben dem Mandarinen, während die übrigen Gäste in einiger Entfernung auf niedrigen Bänken saßen. Jeder hatte eine kleine Schüssel mit einer Art Unterseßer und kleinen Stäbchen nach chinesischer Art vor sich. Die Ragouts, die Saucen, die Fleischgerichte schienen Aehnlichkeit mit denen zu haben, die man in Macao bekommt; der Landesküche aber gehörte eine unendliche Menge von Kuchen und anderen Bäckereien an; es waren zwanzig verschiedene Arten. Nach diesen zuckerigen Gerichten kamen, nach der Sitte des Landes, Schweinbraten, gehacktes Geflügel und eine Art Pudding. Die Grundlage von Allem bildeten große Schüsseln mit Reis. Zur Verdünnung dieser verschiedenen Speisen mußte man jede Minute ein Glas Schazzi trinken und dasselbe umgestürzt auf die Tafel stellen, um zu zeigen, daß man keinen Tropfen darin gelassen habe.

Das Mal endigte mit Gesängen, welche die Gäste im Chore wiederholten und mit seltsamen, nicht eben anmuthi-

gen Tänzen. Die Tänzer sprangen auf einem Beine herum und hielten das andere empor, dann wechselten sie damit, machten allerhand Verrenkungen, klatschten in die Hände und sangen eine langsame Weise, um den Takt festzuhalten. Vom Speisesaale gingen wir in den Garten, wo der Abend mit Thee und Tabak beschlossen wurde.

Unser Reisender überzeugte sich, daß das Volk von **Piu-tschu** sehr eifersüchtig auf sein Alter sey. Seine ersten Aeltern waren Mann und Weib, die aus dem Chaos hervorgingen. Man nannte sie **Omo Mei keiu**, und sie hatten drei Söhne und eine Tochter. Einer der Söhne hieß **Tien-Sun**, Enkel des Himmels. Er war der Sage nach der erste König von **Piu-tschu** und von seiner Thronbesteigung bis zu der Regierung des **Sult-Tien**, welcher im Jahre 1187 unserer Zeitrechnung auf dem Throne saß, zählen die Bewohner **Piu-tschu's** 17,802 Jahre!

Ihre Geschichte beginnt erst mit dem Jahre 605 nach Christi Geburt, wo der chinesische Kaiser **Sui** eine Expedition dahin absandte. Damals brachte man einige Insulaner nach **Sin-ga-fu**, der damaligen Residenz des Kaisers von China. Später suchte der chinesische Kaiser **Yang-ti** die Inseln seinem Reiche einzuverleiben und als dieß auf diplomatischem Wege nicht gelang, griff er zu den Waffen. Aus den Häfen **Fu-kians** sandte er eine wohlbesetzte Flotte nach **Piu-tschu**, die Uebermacht siegte, der König ward erschlagen und 5000 Insulaner als Sklaven weggeführt.

Bis zum Jahre 1372 bietet die Geschichte wenig Merkwürdiges dar. Der einzige Vortheil, welchen China durch die gewaltsame Maßregel gegen **Piu-tschu** errang, war ein Tauschhandel an den Küsten; denn kaum waren die

Chinesen zurückgekehrt, als der Nachfolger des erschlagenen Insel-Königs sich weigerte, einen Tribut an China zu zahlen. Diese Weigerung dauerte bis zu der Zeit, wo der Kaiser **Hong-wu** auf China's Thron saß. Damals war der kleine Archipel, welcher jetzt das Königreich Liu-tschou bildet, in drei Fürstenthümer getheilt, wovon das größte unter dem Könige **Tsay-tu** stand. **Hong-wu** sandte Unterhändler an denselben und diese brachten es so weit, daß **Tsay-tu** sich freiwillig für zinsbar erklärte und daß auch die beiden kleinen Könige dieser Erklärung beitraten.

Von nun an überbot man sich gegenseitig an Höflichkeitsbezeugungen. Liu-tschou beschenkte China's Kaiser mit Pferden, wohlriechendem Holze, Schwefel, Kupfer und Zinn; dieser machte den Insulanern Gegengeschenke an Eisen, Porzellan und andern Gegenständen; er schenkte dem König ein goldenes künstlich geschnittenes Siegel, der Königin einen reichen Schmuck von Silber und Gold 2c. und in Folge der Befreundung der gegenseitigen Regierungen, kamen die Söhne der Großen von Liu-tschou nach Nanking, wo sie auf Kosten des chinesischen Kaisers erzogen wurden. Sechs und dreißig Familien aus der chinesischen Provinz **Fu-kian** ließen sich auf Groß-Liu-tschou nieder, unterrichteten die Insulaner in der zweckmäßigeren Behandlung der Felder, im Schreiben und in der Religion des Confucius (**Con-fu-tseu**).

Unter **Schang-pa-schi** wurden endlich die drei Fürstenthümer zu einem Königreiche vereinigt und dessen Ansehen ward so groß, daß man in den Kriegen zwischen China und Japan nicht selten seine Vermittelung in Anspruch nahm.

Um jene Zeit versuchte **Liu-tschou** auch Seereisen. Seine

Dschonken kamen nach Formosa, an die Küste von Bungo, Fionga, Saguma, Korea, in die Mündungen des **Pei-ho** und selbst bis Malacca.

Als **Tay-Gosama** Japan beherrschte und auch China zu überfallen gedachte, schickte er zuerst einen Gesandten zu **Schang-ring**, dem damaligen Könige von Liu-tschou, um ihn aufzufordern, mit dem himmlischen Reiche, wie China sich nennt, zu brechen und unter Japan's Schutz zu treten. **Schang-ring** aber weigerte sich dessen und sandte sogleich vertraute Boten an den Hof in Peking, um den Kaiser von China von der drohenden Gefahr zu unterrichten.

Die Folge dieses edlen und gewissenhaften Benehmens des Königs war ein schreckliches Ungewitter, welches über Liu-tschou hereinbrach. **Tay-Gosama** beschloß die Unterwerfung Liu-tschou's! Zwar hinderte ihn der Tod an der Ausführung dieses Planes; allein sein Nachfolger überzog den edlen **Schang-ring** mit Krieg, erschlug dessen Vater, der König selbst gerieth in Gefangenschaft, in der man ihn zwei Jahre hielt. Doch seine unerschütterliche Standhaftigkeit und nie wankende Treue entwaffnete endlich seine Ueberwinder; man gab ihm seine Freiheit wieder und brachte ihn in seine Staaten zurück.

Als die Mand-schu-Tataren China erobert hatten, schenkte besonders der eben so liberale, als berühmte Kaiser **Kang-hi** dem treugesinnigen Liu-tschou besondere Aufmerksamkeit. Er veräumte nichts, was zu dem Glücke des kleinen Archipels beitragen konnte, und noch bis zur Stunde lebt dieser Regent in dem Andenken des Volkes von Liu-tschou. Er ließ auf seine Kosten in **Schoni** dem Confucius zu Ehren einen Tempel errichten, den Tribut

den Verhältnissen des Landes mehr anpassen, und übte überhaupt Handlungen der Wohlthätigkeit ohne Zahl. Seitdem ist das friedliche, glückliche Leben Liu-tschou's nicht gestört worden.

Der Kapitän Marwell, welcher im Jahre 1817 sich eine Zeit lang dort aufhielt, ward jeden Tag mit den nothwendigen Nahrungsmitteln unentgeltlich versehen. Herzliche, fröhliche, glänzende Feste, von denen die Insulaner heute noch sprechen, bezeichneten seinen Aufenthalt, und als er wieder absegelte, folgte die ganze auf dem Hafendamme zusammengedrückte Bevölkerung mit den Blicken den Booten, welche ihre neuen Freunde wegbrachten, rief ihnen mit der Stimme und mit Geberden, mit den Fächern und Sonnenschirmen, bei dem Wehen aller Fahnen und dem Rauschen aller Gongs ein Lebewohl nach und blieb so lange an der Stelle stehen, als sie die Offiziere auf dem Verdecke der Uleeste erkennen konnte, welche jene rührenden liebevollen Zeichen erwiderten.

Die naive Gutmüthigkeit der Bewohner von Liu-tschou, ihre Gastfreundschaft, ihre rücksichtslose, nie ermüdende Gefälligkeit, ihre uneigennützigte Freigebigkeit, ihre Duldsamkeit, ihr Vertrauen zu den Fremden, ihre fleckenlose Ehrlichkeit, alles dieß ist gegenwärtig durch eine Reihe glaubhafter Beobachtungen bewiesen.

In Dumont d'Urville's „malerischer Reise um die Welt“ wird die Frage aufgeworfen: welcher Ursache dieser glückliche Archipel diese patriarchalische Reinheit und Jugend verdanke, da die benachbarten Inseln und Festlande diese Sitten nicht besäßen, China ein wahres Diebsland, Japan ein Land aufgeblasener Civilisation sey und Formosa und Philippinen wilde Völkerschaften neben den

Eroberern, ihren Herren, hätten? Woher es komme, daß diese im hohen Meere vereinzelt liegenden Inseln ein unverdorbenes, originelles Volk enthielten, das, gleichweit von der Civilisation wie von der Rohheit entfernt, nur sanften Eindrücken zugänglich, des Hasses unfähig und immer zu Gefälligkeiten bereit sey? Woher diese Menschen stammen? was sie, die sich von allem, was sie umgibt, unterscheiden, hieher gebracht habe?

Liu-tschou ward im Anfange von Japanern bevölkert, mit denen die heutigen Bewohner immer noch Aehnlichkeit haben. Die Liu-tschou-Inulaner, von allem Lande abgeschlossene Auswanderer, bewahrten die alten Sitten und Gewohnheiten Japan's, welche sich in diesem Lande seitdem bedeutend änderten.

Es ist auch anzunehmen, daß seit der Zeit, wo China's Herrscher Liu-tschou von sich abhängig machten, der Einfluß der Hauptstadt, die Verbindungen mit dem Festlande, die zweifache Verschmelzung, die aus dem Aufenthalte junger Inulaner in Nanking und mehrerer Chinesen in Liu-tschou hervorging, einige Civil- und Religionsgebräuche unter den traditionellen Sitten und Gebräuchen der Inulaner hervorriefen. Die Folge davon war, daß die Letztern einen Menschenschlag bildeten, der den Vorzug vor allen denen verdient, von welchen er muthmaßlich abstammt. Sie besitzen daher die Höflichkeit, die Freundlichkeit und das Ceremoniell der Chinesen mit mehr Rechtschaffenheit und Offenheit; die Würde und Gravität der Japaner mit weniger Mißtrauen und ohne Grausamkeit. Ihr Charakter ist im Ganzen sanft, ja weibisch, gesellig, aber schüchtern. Ein europäisches Kriegsschiff — heißt es in d'Urville's Schrift — würde mit seiner Mannschaft die ganze Insel

unterwerfen; ja statt die Eroberer mit Flinten und Kanonen zu begrüßen, kämen ihnen die Eingebornen vielleicht mit unbewaffneten Händen entgegen, um den Krieg durch Bitten und Geschenke zu beschwören.

Man würde, sagt unser Reisender weiter, kein Ende finden, wollte man den Charakter jener Insulaner rühmen, wie er es verdient, und sich über alle Einzelheiten verbreiten, welche die Liebenswürdigkeit desselben beweisen. Die Kinder, die ärmsten Personen behandeln den gelandeten Fremden mit aller Achtung und wetteifern mit den Häuptlingen und Mandarinen in Gefälligkeiten gegen denselben. Sind sie genöthigt, einem Wunsche des Neuankommenden entgegen zu treten: so geschieht es mit so viel Schonung, so großer Sanftmuth, daß man nachgibt, ohne daß sie zu gebieterischen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen haben. Ihr Widerwille, eine Bezahlung für geleistete Dienste und selbst für gelieferte Gegenstände anzunehmen, geht bis zu einer unglaublichen Empfindlichkeit.

Die sonst japanische Sprache der Eingeborenen hat sich nach und nach mit vielen chinesischen Ausdrücken vermischt. Selbst bei dem gemeinen Volke ist sie sanft, wohlklingend und reich und hat keine Schwierigkeit in der Aussprache. Die Mandarinen bedienen sich unter einander der chinesischen Sprache. Eine eigenthümliche Schrift haben die Liu-tschuaner nicht; man bedient sich der chinesischen, und mehrere in derselben geschriebene Bücher scheinen zum Elementar-Unterrichte der Eingeborenen bestimmt zu seyn.

Die Verordnungen und Gesetze sind theils in der Sprache des Landes, theils in der japanischen abgefaßt, kommen aber bei der Moralität des Volkes sehr selten in Anwendung. Das Strafgesetz ist kaum weniger streng als

das Chinesische; es bleibt aber die Waffe des Gesetzes bei der Sanftmuth des Volkes in der Scheide.

Die Regierungsverfassung ist zwar monarchisch, wird aber doch einiger Maßen durch die ferne Oberherrschaft des Kaisers von China beschränkt. Unter dem Könige stehen die Mandarinern, die in neun Classen zerfallen und, wie in China, an ihren, den Rang bezeichnenden, Mützen, erkannt werden. Die Glieder der königlichen Familie tragen blaue Mützen mit gelben Blumen, die nächsten im Range haben die Purpurfarbe, auf welche die kirschrothe Farbe folgt.

„Wenn ein König stirbt — erzählt der chinesische Schriftsteller *Supoa-foang* — so schickt sein Erbe eine Gesandtschaft an den Kaiser von China, um ihn um die Belehnung zu ersuchen und in der Zwischenzeit gehört die Regentschaft von Rechts wegen dem muthmaßlichen Nachfolger. Der Kaiser wählt hierauf aus dem Tribunal der Ceremonien einen Mann aus, der ihn auf Liu-tschou würdig zu vertreten vermag. Man rüstet in Fu-kian ein Schiff aus, wählt einen Kapitän, Offiziere und Matrosen, Soldaten und Lotsen in der Zahl von ungefähr 300, und der Gesandte schiffte sich sodann unter großem Pomp nach *Napa-fiang* ein. Hier erwarten endlose Ehrenbezeugungen den Stellvertreter des Sohnes des Himmels (wie der chinesische Kaiser genannt wird). Der Fürst und die Großen empfangen ihn am Schiffe in einer prächtig verzierten Barke und geleiten ihn in seinen Palaß. Das Gefolge der Gesandtschaft schiffte sich sodann mit einer Menge von Waaren ebenfalls aus, an denen ein Jeder viel verdient. Sobald sich der Abgeordnete erholt hat, begibt er sich auf eine prachtvollte Erhöhung in dem großen Saale des Palaßes,

die verschiedenen Classen der Eingeborenen kommen nach einander, um sich neunmal, wie es sich gebührt, zu Ehren des Kaisers niederzuwerfen, worauf die Feste in der Stadt, in den Dörfern und auf der Rhebe am Bord jedes Fahrzeugs beginnen. Andere Formalitäten finden in den folgenden Tagen Statt, aber sie sind nur das Vorspiel der großen Ceremonie der Belehnung. Wann alles vorbereitet und geordnet ist: begibt sich der Gesandte zwischen zwei Reihen Vornehmer und Mandarinen hindurch in den Palast. In dem Thronsaale wird er von den Prinzen der königlichen Familie empfangen. Das harmonischste Orchester der ganzen Insel ist aufgeboten und die Töne desselben begleiten die verschiedenen Akte der Belehnung. Der König und die Königin setzen sich auf ein Bänkchen; der Gesandte befindet sich auf einer Erhöhung. Sobald er das kaiserliche Diplom öffnet, erhebt sich Jedermann. Er liest es vor, sagt einige Worte der Trauer zum Andenken an den verstorbenen König und kündigt sodann an, daß Seine Majestät der Kaiser von China, sein erhabener Gebieter, als Souverain der Inseln Liu-tschou den Erbprinzen und die Prinzessin, seine Gemahlin, anerkenne. Dieser Anerkennung folgen gute Lehren für den neuen König und Ermahnungen an die Bewohner der 36 Inseln, daß sie demselben treu bleiben mögen, wie seinem Vorgänger. Sodann überreicht er das kaiserliche Diplom dem Könige, der es dem Minister zur Aufbewahrung in dem Archive übergibt. Ist dieß geschehen: so beginnen die Verneigungen zu Ehren des Kaisers von China wieder, die der Abgeordnete durch einige Complimente und durch Ueberreichung der für den König und die Königin bestimmten Geschenke erwidert."

„Der Besuch der neuen Souveraine bei dem Gesand-

ten gibt zu noch größerer Prachtentwicklung Anlaß. Der Weg ist mit Triumphbögen geschmückt und in bestimmten Entfernungen stehen Zelte mit Früchten, Blumen und Wohlgerüchen. Um den Thron des Königs stehen sieben junge Mädchen, welche Fahnen und Sonnenschirme halten. Die Prinzen, die Minister und die Großen zu Pferde benutzen diese Gelegenheit, um unter einander an Pracht und Luxus zu wetteifern. Der Gesandte empfängt Seine Majestät, die ihm eigenhändig Wein und Thee reicht, an der Thür des Palastes. Der Gesandte weigert sich, dieselben anzunehmen, gibt die Tasse zurück, nimmt eine andere und leert sie erst dann, wenn der König die seinige ausgetrunken hat. Nach dieser Ceremonie kehrt der König mit seinem Gefolge in seinen Palast zurück.“

„Von diesem Tage an bis zur Abreise des Gesandten folgt ein Fest zu Ehren desselben auf das andere; Festlichkeiten zu Wasser und auf dem Lande, Concerte, Schauspiele, Tänze, Illuminationen, Feuerwerke zc.“

Obgleich die Vielweiberei in Liu-tschou erlaubt ist, kommt sie doch selten vor. Der König wählt seine Gattin unter den drei großen Familien des Staates; eine vierte ist von dieser Ehre ausgeschlossen, weil man nicht gewiß weiß, ob sie von königlichem Stamme ist.

Die hohen Aemter sind zum Theil in diesen Häusern erblich; im Uebrigen entscheidet Verdienst bei Besetzung der Aemter.

Des Königs Einkünfte bestehen aus dem Abwurfe der Kronengüter, den Abgaben auf Salz, Schwefel, Kupfer, Zinn zc. Davon werden auch die Besoldungen der hohen Würdenträger und die sonstigen Ausgaben des Staates bestritten. Der Maßstab dieser Besoldungen sind Säcke

Reiß, deren Werth in andere Artikel umgewandelt wird, z. B. Seidenzeug zur Kleidung und Eswaren zum Lebensunterhalte.

Der Handel des kleinen Königreichs beschränkt sich auf China, Japan und Formosa. Japan liefert Hanf, Eisen, Kupfer und lakirte Gegenstände und bezieht dafür Salz, Getreide, Tabak und Reiß. Eben diese Gegenstände werden in China gegen Porzellan, Gläser, Arzneiwaaren, Salben, Eisen, Seide und gute Theesorten umgetauscht. Formosa versteht Liu-tschou mit Perlenmutter und Schildkrötenschalen. Ihrem Handel mehr Ausdehnung zu geben, dazu haben die Liu-tschouaner keine Lust. So wohlwollend sie die Engländer aufnahmen, so widerstanden sie doch den Versuchen der Letztern, welche Handelsverbindungen mit den Insulanern anknüpfen wollten.

Die Inseln, aus welchen das Königreich besteht, liegen unter dem 27. Grade nördlicher Breite und dem 125. Grade östlicher Länge und haben die mildeste und gleichmäßigste Temperatur. Auf diesem Boden gedeihet alles und die Erzeugnisse genügen für ein einfaches, nüchternes und zufriedenes Volk. Man findet dort alle Frucht bäume der Tropenländer, den Banianen-, Feigen- und Drangenbaum, alle europäischen Gemüse zc. Dachsen und Büffel laufen heerdenweise auf dem Lande herum, und Pferde, Esel, Schweine, Ziegen und Katzen sieht man überall. Das Hornvieh erreicht aber nur eine geringe Größe, und die Pferde sind so klein, daß ein Europäer, wenn er darauf reitet, mit den Füßen auf die Erde stößt. Selbst das Geflügel ist klein. Uebrigens gibt es sehr wenig Vögel in Liu-tschou. Man sah nur Lerchen, Holztauben, Regenvögel und Reiher und von Insekten: Heuschrecken, Schmet-

terlinge, Bienen, Wespen, Mücken und eine eigenthümliche Spinne. An den Küsten findet man eine Unzahl von Fischen, aber selten Schildkröten.

Welche Bäume die ungeheuern Wälder enthalten, die man von der Küste aus sieht, weiß unser Reisender nicht; man sagte ihm, daß auf **Tatao** und **Ki-kai**, welche im Norden liegen, eine Art von Ederbaum wächst, welcher zu Säulen in die Paläste der Großen verwendet werde.

So sehr unser Reisender wünschte, längere Zeit in **Napa-kiang** bleiben zu können — denn **Ko mi** und dessen Gattin wetteiferten mit einander in Gefälligkeiten und zarter Aufmerksamkeit gegen ihn — so ward er doch durch einen chinesischen Matrosen benachrichtigt, daß der Kapitän **Tschan-tsing** in wenigen Stunden in See stechen werde. Als er dieß seinen neuen Freunden kund that, sprach sich auf deren Gesichtern ein solcher Schmerz aus, daß er selbst tief davon gerührt war.

„Du wirst wieder kommen, wieder kommen!“ sagte **Ko mi** in einem Tone zu ihm, der ihm zu Herzen ging. Und dessen Gattin folgte dem Fremden mit dem Auge überall, unruhig und bereit zu weinen, wenn sie es gewagt hätte. „Armer Reisender — schien man ihm zu sagen — du wirst nicht überall unsere freundlichen Gesichter sehen. Bleibe wenigstens noch einige Tage, einige Monate in dieser gastfreundlichen Dase. Du hast alles hier, eine gute Aufnahme, einen guten Tisch. Unsere Gastfreundschaft ist offen und uneigennützig; wir lassen uns nicht durch Gold erkaufen. Warum uns so schnell verlassen? Warum eilen, um unter den Pfeilen weniger geselliger Insulaner zu sterben? Fürchtest du, zu spät in der Küche der Kannibalen anzukommen? Bleibe in **Liu-tschou**, Unkluger, auf die-

fer Insel, wo alles Gute, Natürlichkeit, Liebe und Glück ist; bleibe; das Meer ist stürmisch und das Land undankbar. Hat man ein Land des Friedens betreten: so ist es Thorheit, weiter zu gehen!"

Unser Reisender suchte den herrlichen Menschen das tiefe Bedauern, scheiden zu müssen, durch Worte und in den Gefühlen der innigsten Dankbarkeit auszudrücken und ihnen begreiflich zu machen, daß gebieterische Wünsche ihn von dannen riefen! Bald war die Kunde von seiner Abreise in der Stadt bekannt geworden und er sah alle seine Bekannte von Napa-Kiang zu Komi kommen, Ukoma, Madera, An-Nyah, selbst den Mandarin Wungschu. Er mußte sich mit ihnen noch ein Mal an den Tisch setzen und viel Schazzi auf eine glückliche Reise trinken.

Die Zeit rückte indessen heran und Tschan-tsing selbst kam, um unsern Reisenden an die Abfahrt zu erinnern. Komi nahm ihn in Empfang und schenkte ihm reichlich ein, gleich als hätte er ihn betäuben wollen; aber weder Pfeifen, noch Thee, noch Schazzi vermochten etwas über den alten Seemann. Er war unerbittlich und gab das Zeichen zum Aufbruche.

Nun begann die Abschiedsscene. Die jugendliche Wirthin des Hauses kam laut weinend zu dem reisefertigen fremden Gaste, reichte ihm eine goldene Canesafchi, eine Nadel, die sie gewöhnlich in ihrem Haare trug, und bat ihn, dieselbe zum Andenken an seine Freunde in Lurtscheu zu behalten. Er nahm sie, forderte aber, daß sie dafür eine kleine Taschenuhr mit der Kette annehme. Als er ihr dieß Geschenk um den Hals hing, glaubte er, sie würde vor Freude den Verstand verlieren. Dann machte er allen Gästen noch einige kleine Geschenke und erhielt von ihnen

dafür eine Menge Kleinigkeiten. Nur Kom i wollte nichts; er schluchzte fortwährend.

Als man den Weg zum Schiffe antrat, war eine unübersehbare Menschenmenge auf dem Hafendamme versammelt, die theils eine Dschonke in See stechen, theils einen Europäer sehen wollte, dessen Aufenthalt auf der Insel einiges Aufsehen erregt hatte. Das Volk hielt auf dem Wege so gute Ordnung, als ob eine Menge Polizeidiener dagewesen wäre. Vorn an der Menschenmasse waren die Kinder, fast alle kniend; die zweite Reihe nahmen Jünglinge ein, welche sich zusammenkauerten, so wie Mädchen und Frauen; dann kamen die Männer, von denen die ersten sich ein wenig blühten und die andern auf die Zehen traten; die letzte Reihe endlich hatte sich auf Steine zc. gestellt, so daß ohne Streit, ohne Verwirrung Jedermann sehen konnte. In dieser bedeutenden Menschenmasse herrschte übrigens das t'effte Schweigen und sie riefen dem Fremdling bloß, als er vorbeiging, theilnehmend *Lebewohl* zu, das dieser freundlich und dankend erwiderte.

Endlich erreichte man den Einschiffungsplatz und unser Reisender stieg nach langen Ergüssen ungekünstelter Zärtlichkeit in eine Piroque, um sich an die schon segelfertige Dschonke bringen zu lassen. Die versammelte Menge rief den Abscheidenden ihre Abschiedsgrüße mit den Händen und Fächern nach, während Kom i, Mader a und die andern Häuptlinge unbeweglich am Rande des Kais standen und den Blick von dem Schiffe nicht abwandten, das ihren fernem Freund auf ewig hinwegtrug.

Jenseits der Korallenbänke, welche den Hafen einschließen, richteten sich die Reisenden nach Westen, und bald verbarg ein hohes Vorgebirg *Napa-kiang*. „Lebe

wohl Liu-tschou!" sprach der tiefgerührte Europäer, lebe wohl, du Land der patriarchalischen Sitteneinfalt; lebe wohl Komi, Madera und ihr alle, meine Freunde von Liu-tschou!"

Seit drei Tagen war alles Land verschwunden. Am 9. October (1830) schien die Sonne aus einem Purpurbade aufzusteigen. Der Wind kam aus Südwesten, war aber weich, unsicher und wehete nur stoßweise. Der Himmel war blau und rein von dieser Seite. Im Osten aber sammelten sich allmählig graue, schwarze, silber- und perlfarbige Massen am matt blauen Himmel. Die dunkeln Wolkenshaufen kamen gegen den Wind, mächtiger als dieser. Seltsamer Glanz und Lichtbündel schossen aus diesen schwimmenden Heeren hervor; man sah fast mit unbewaffnetem Auge das schwere Gewitter aus elektrischen und schwefeligen Atomen und Dünsten sich bilden, welche letztere sich zu Regen verdichten sollten. Auch fehlte es nicht an physischen Vorzeichen einer drohenden Katastrophe. Die dieser Gegenden kundigen Lotsen, die Matrosen, denen das bloße Aussehen des Himmels und des Wassers so viel enthüllt, selbst die Passagiere, fanden ohne Zweifel in ihrer Erinnerung etwas Aehnliches mit diesen meteorischen Symptomen. Aber selbst jenen, welche noch keine solche Erfahrung hatten, mußte die Einwirkung des elektrischen Fluidums, die Hautschauer, das Beben der zartesten Fibern ein ungewöhnliches und erschreckliches Gewitter verkünden. Die verschreckten Vögel flohen vor ihm her, oder eilten ihm entgegen, gleich, als wollten sie wissen, ob es durchaus keine Schonung mit sich bringe.

Lschautsing sah ein, daß das Leben Aller auf dem Spiele stehe. „**Tat-fung!**“ rief er mit einem Tone, den

unser Reisender an diesem unerschrockenen Seemanne noch nicht kannte. Das Wort war so seltsam betont, daß jeder Matrose der Dschonke wußte, was es zu bedeuten habe. Man hörte es auf dem Verdecke, in den Kammern, in den Küchen, ja es drang bis auf den Boden des Kiels. Niemand blieb zurück. In fünf Minuten waren Alle auf dem Verdeck! **Tal-fung!** wiederholte der Capitän, und alle nach dem Gewitter hin gerichteten Köpfe wandten sich maschinenartig augenblicklich; alle vor Schrecken bleiche Lippen öffneten sich, um zu murmeln: **Tal-fung!** (Sturm.)

Der **Tal-fung** kam auf Sturmesflügeln heran und ihm voraus ging ängstliches Beben, ein dumpfes Geräusch, das weder dem Winde, noch dem Meere zuzuschreiben war; es zerrte schon in den Segeln, die später zerrissen werden sollten; es brachte auf seinen gewaltigen Fittigen eine unbekante Zukunft, den Tod auf offenem Meere, den Schiffbruch an der Küste, oder bloß ein Leck und einzigen Schaden am Mastwerke.

Jener Wolkenvorhang, anfänglich nur eine drohende Linie am Horizonte, hatte sich allmählig zu einer Kuppel gerundet und der in Südost feststehende Wind piff in dem Takelwerke. Der Himmel wurde kohlen schwarz, so schwarz, daß die Reisenden sich wunderten, wie helle durchsichtige reine Tropfen von demselben herabfallen konnten. Die Wolken waren so tief, daß sie die Spitzen der Masten mit Nebel umhüllten; sie bildeten über den Seefahrern ein brausendes tosendes und so unruhiges Meer, daß unserm Reisenden schwindelte, daß er betäubt, außer sich war, und weder von dem Orte, wo er sich befand, noch von den ihn umgebenden Dingen sich Rechenschaft geben konnte.

Eine Stunde ungefähr nach den ersten Stößen des

Sturmes gewährte die chinesische Dschonke einen traurigen Anblick der Verwüstung. Die meisten Masten waren unter der Gewalt des Sturmes gebrochen, und der allein übrig gebliebene, ein kleiner Flaggenmast auf dem Hintertheile, mußte auf Befehl des Capitäns gekappt werden. In jeder Minute stieß das Meer an das Schiff, wie ein Mauerbrecher an eine Mauer, um die Planken zu zertrümmern und das Fahrzeug in die Tiefe zu versenken. Ein Häufchen Kajüten auf dem Hintertheile widerstand nicht lange; eine gewaltige Welle fiel gerade auf diesen Anbau herunter, nahm ihn mit sich fort und schleuderte ihn, auseinander gerissen, mitten in den kochenden Strudel. Zwei Schiffsjungen und fünf Reisende befanden sich darin. Nur ein Tau rettete unsern Reisenden, der sich an jene Kajüte gelehnt hatte, als der Wellensturz erfolgte. Die Lage der noch Uebrigen war schrecklich! Im fürchterlichsten Gewittersturm hatten sie unter den Füßen nur noch die Planken einer Dschonke, ein zerbrechliches unförmliches, schon halb überwundenes, dem Sinken nahes Fahrzeug! Immer noch dasselbe Meer, schäumend, hoch empor gethürmt, unbarmherzig, das arme Schiff hin und herschleudernd; noch immer dieselben schweren, wallenden, tausendfarbigen Wolken; noch immer derselbe ungestüme, saufende, wüthende Wind, noch immer derselbe Platzregen, derselbe herumspritzende Meereschaum, dieselben flammenden, blendenden Blitze, dasselbe Rollen und Dröhnen des Donners!

„Ich legte mich — erzählt unser Reisender — mit dem Rücken auf das Verdeck und erblickte da oben am Himmel seltsame Zeichen; die Buchstaben Belsazars, die sich jeden Augenblick in den Wolken erneuerten, den unvermeidlichen Tod! Zufällig fiel mein Blick mitten unter dem Heere

beengender Gedanken auf das Hintertheil des Schiffes, wo *Tschau-tsing* stand. Sein Anblick brachte mich zu mir selbst zurück, so muthlos ich auch war. Sein Gesicht sah mitten in dieser Gefahr so ruhig und ernst, daß ich mich meiner Schwäche schämte. War sein Leben nicht eben so bedroht, wie das meinige? Auch ihn erwartete eine Familie im Hafen; Freunde und Verwandte zählten die Tage seiner Abwesenheit; er hatte eine Frau und Kinder zu erhalten. Bei solchen Gefahren sieht man, was ein Kapitän, nach Gott der Meister, ist! Er darf, findet er Gefallen daran, sich in einer Hängematte schaukeln, während das Schiff auf ruhiger Fluth mit vollen Segeln dahingleitet; aber, wenn es darauf ankommt, den Elementen die große Schlacht zu liefern, dann muß er, der General, auf seinem Posten seyn, dem Feinde zuvorkommen, ihn bekämpfen, ihn besiegen. Es ist eine schöne edle Aufgabe! Fest und aufrecht auf dem Hintertheile stehend, mit unbedecktem Haupte, das Sprachrohr in der Hand, von Blitzen umleuchtet, vom Wasser des Himmels und vom Wasser des Meeres gebadet; festgebunden an das Steuer, wenn die Wogen über das Fahrzeug hinwegschlagen; sich aufrichtend, wenn das Wasser sich verlaufen hat, um ein neues Manöver anzuordnen, verantwortlich für das Leben Aller, muß der Kapitän sich in solchem Falle mit der ganzen Majestät seiner Rolle aufrichten und waffnen. Der Muth steckt an, wie die Furcht! *Tschau-tsing* war ein trefflicher Seemann, aber der fürchterliche Sturm zeigte mir in ihm noch mehr; — eine eisenfeste heidenmüthige Seele."

Wenn auch von diesem Augenblicke an bei unserm Reisenden die Furcht überwunden war: so war er doch nicht beruhigter. Schon wüthete der Sturm neun volle Stunden

mit ungeschwächtem Ungestüm. Von Südost rückte der Wind ein wenig nach Süd und trieb die Wogen thurmhoch vor sich her. Es war, als wollte das Wasser des Oceans in die Luft emporsteigen, so ganz war das Gleichgewicht gestört, so hoch leckten die weißen Wogenzungen an den Himmel hinauf. In der ununterbrochenen Aufeinanderfolge von Bergen und Thälern schien die Dschonke bald wie der Königsvogel auf dem Gipfel der Wogen zu schlummern, bald stürzte sie in den leeren Raum zwischen zwei Wellen hinab, als müßte sie versinken und könne unmöglich wieder zum Vorschein kommen. Mast- und Segellos flog die Dschonke vor dem Aufruhr der Elemente her; da tönte mit einem Male ein lauter Noth- und Angstschrei aus dem Kielraume herauf; unser Reisender verstand die Worte nicht, aber er begriff ihre Bedeutung; sie hießen: „Wir sind verloren!“ Wirklich zogen sich bald fünf bis sechs Matrosen durch eine schmale Oeffnung herauf, stürzten nach dem Hintertheile zu und sprachen lebhaft und unruhig mit *Tschautsing*. Diesmal zo, ein Anflug von Schrecken über sein Gesicht; aber es währte nur eine Sekunde lang. Er wurde ruhiger, bewundernswerther noch als vorher. Als er an unserm Reisenden vorüberschritt, sagte er in ziemlich gutem Englisch: „Mein Herr, wenn Sie arbeiten wollen, jetzt ist Zeit und Gelegenheit dazu. Wenn die Pumpen arbeiten müssen, darf keine Hand am Bord müßig seyn!“

Die größte Energie zeigte sich jetzt unter Allen, selbst bei denen, die bis dahin gleichgiltig und träge gewesen waren, das Meer mit gekreuzten Armen angesehen und gewartet hatten, ob es gegen, oder für sie Partei nehmen werde? Eine lange Kette von Matrosen stellte sich auf dem Ver-

decke auf und suchte mit schlechten Pumpen und großen Eimern das Wasser wegzuschaffen, welches durch die aus einander gewichenen Planken in den Kielraum drang.

Man pumpte die ganze Nacht, als aber der Tag anbrach, wurden die Arme müde! Statt des Wassers Herr zu werden, bemeisterte sich dasselbe mehr und mehr des Kielraumes, so daß man die Stunde berechnen konnte, wo das Schiff sinken und die Mannschaft untergehen müsse. An Rettung auf die Böte war nicht zu denken, das Meer und der Wind hätten sie in der ersten Minute umgestürzt!

Die Matrosen sahen, daß ihre letzte Stunde gekommen war. Der Capitän schrie noch immer, die Pumpen frisch zu ziehen; sie hörten nicht mehr; der Capitän ward zornig, ballte die Faust, ergriff die Peitsche; statt ihm zu gehorchen, wie gewöhnlich, murmelten die Matrosen und nahmen eine so drohende Haltung an, daß **Tschan-ztung** nicht weiter darauf bestand. Er ging finster, schweigend, weniger wegen des ihn erwartenden Schicksales, als des ungewohnten Ungehorsames bekümmert, auf das Hintertheil zurück. Die Matrosen traten um ein kleines Gözenbild, das am Vordertheile der Dschonke stand, herum. Nachdem alle niedergekniet waren, stimmte einer einen Gesang an, auf den die andern antworteten; dann verbrannten sie ein Paar Päckchen Goldpapier vor der Göttin, schlachteten ihr zu Ehren eine Henne und warfen die Eingeweide, die Beine und den Kopf derselben in das Meer. Während die Matrosen ihrer Göttin das Opfer brachten, bemerkte man, daß das Wasser in der Dschonke allmählig falle, da sie schwerer war, schwamm sie nicht mehr so schnell dahin; als sie auf die Seite sank, drückte die Wassermasse mit aller Last auf diese und es war schwer, das Schiff wieder aufzurichten!

Es war am 10^{ten} Oktober 1830 Mittags! Der dicke Nebel wich den Strahlen der Sonne. Ein leuchtender Glanz drang durch eine silbergraue Wolke, erleuchtete den Horizont und bewirkte so zauberhaft eine Veränderung, als habe man einen Vorhang weggezogen. Einige Stunden vor dem zertrümmerten Schiffe lag — Land!

Bei dem ersten Strahle der Hoffnung war die Mannschaft an die Pumpen zurückgekehrt und handhabte sie mit fast fieberischer Kraft. Das Meer, der Wind beruhigten sich; die Seefahrer aber hatten nur noch vier Fuß über dem Wasser. Der Wind trieb das Schiff gerade auf das Land zu und man erkannte bereits Bäume, Häuser und Fischerböte in den Buchten. Aus einigen zusammenhängenden Pfosten ließ *Tschan-tsing* eine Art Steuer machen. Eine halbe Stunde vor den Seefahrern breitete sich eine kleine ruhige Bucht aus, welche durch ein langes Vorgebirg vor dem Bogendrange geschützt war; sie suchten dahin zu gelangen und das Land zu küssen, das sie nie wieder zu sehen geglaubt hatten!

Grausamer Hohn des Schicksales! „Mit einem Male,“ erzählt unser Reisender, „hörten wir ein fürchterliches Knacken und Prasseln, das uns bis in's Mark der Knochen drang, ein Todtengeläute, als wir dem Leben zurückgegeben zu seyn wähnten! Die Dschonke saß auf einer Korallenbank, eine halbe Stunde von der Küste entfernt, fest und das wüthende Meer, das an dieser Klippe tobte, mußte das Schiff vollends zertrümmern. Deshalb war keine Zeit zu verlieren. Von allen Schaluppen war nur noch eine einzige übrig, die andern alle hatte der Sturm entführt. Man suchte sie los und flott zu machen, aber sie rührte sich kaum denn die Dschonke neigte sich auf die Seite, wo sie hing.

Jeder mußte an seine persönliche Rettung denken. Einige der chinesischen Matrosen setzten sich auf die Trümmer des Schiffes und suchten die Fischerbarken durch Zeichen auf ihre Noth aufmerksam zu machen; Andere unternahmen es, ohne Zögern, den Raum, der uns vom Lande trennte, zu durchschwimmen; ich, als guter Schwimmer, folgte den Letztern. Es war aber keine Leichtigkeit, sich von den bald bloß stehenden, bald bedeckten Felsenzacken fern zu halten. Glaubte man sich auf dem Wasser halten zu können, so verließ es treulos den Schwimmer, man fiel auf die Korallenspitzen und zerriß sich die Brust davon. Halb schwimmend, halb gehend gelangte ich endlich darüber hin und nahm nun meine Richtung nach dem Ufer zu. Zum Unglücke hatte ich meine Kräfte in diesem ersten Kampfe schon halb erschöpft; ich blutete an den Armen, den Füßen und der Brust und das salzige Meerwasser brannte in den Wunden, wie glühende Kohlen. Doch strebte ich immer vorwärts und kam wirklich weiter; noch etwa 300 Schritte und ich war am Strande! Aber dann würde sich das lange Drama zu einfach entwickelt haben. Das Schicksal wollte, daß unfern vom Lande einer der neben mir schwimmenden Matrosen, der seine Kräfte schwinden fühlte, mich an einem Weine faßte und mit sich hinunter in die Tiefe zog. Es war ein fürchterlicher Augenblick; zwar hatte ich so viel Geistesgegenwart, daß ich die Gefahr begriff, aber nicht Kraft genug, um sie zu bekämpfen. Eine passive Ergebung in den Willen des Schicksales bemächtigte sich meines Verstandes; ich ließ mich von dem Chinesen hinunter ziehen, ohne den Willen zu fühlen, mich zu vertheidigen, oder die Möglichkeit dazu zu sehen. Was von diesem unbeschreiblichen Augenblicke an bis zu der Zeit geschehen ist, wo ich keuchend

am Strande wieder zu mir kam, die Angst, das Pfeifen in den Ohren, die Vernichtung, welche bereits beginnt, wenn die Adern noch schlagen, der lange traumlose Schlaf, Alles dieß bildet eine Reihe von Eindrücken, welche man mit menschlichen Worten nicht zu schildern vermag. Ich war in diesem Augenblicke dem Tode so nahe, als man ihm nur nahe kommen kann, ohne eine Beute desselben zu werden!"

"Als ich wieder zu mir kam, befanden sich mehrere Matrosen neben mir am Strande. Auch Tschau-tsing war gerettet und schien den Befehl über die Schiffbrüchigen wieder übernommen zu haben. Die Pflege, die man mir widmete, hatte ich gewiß seinem Wohlwollen zu verdanken u. c."

Beim Anblicke des Unglückes waren Fischer und Bauern herbei geeilt. Die Schiffbrüchigen erfuhren nun, daß die Insel, an welche sie verschlagen wurden, **Kiusiu** hieß und daß sie nur noch sechs Stunden von der japanischen Stadt **Nangasaki** entfernt seyen. Eben diese Fischer hatten einen Theil der Schiffsladung gerettet und zwar auch die beiden Felleisen unseres Reisenden. Der Capitän entließ ihn unter Thränen, gab ihm die Adresse eines chinesischen Kaufmannes in **Nangasaki**, wohin er, nachdem er sich von den Erschütterungen des erlittenen Schiffbruches erholt hatte, unverzüglich abging.

Die Kreuzfahrt der Kinder.

Die fromme Sehnsucht nach dem heiligen Lande, der Stätte, an welcher die Erzväter gelebt, die Propheten geweissagt, die Vorbilder auf Christum erschienen waren und wo endlich der eingeborne Gottessohn und Weltheiland selbst gelebt, gewirkt und gelitten hatte, trieb schon seit dem vierten Jahrhunderte christliche Pilger nach Palästina. Sie brachten heilige Reliquien mit in die Heimath und die Wallfahrten nach dem heiligen Grabe wurden bald um so häufiger, je größer die Achtung war, die man solchen Pilgern zollte und je mehr die Araber, die damals im Besitze des heiligen Landes waren, den Verkehr mit dem Abendlande begünstigten und daher auch die Pilger zuvorkommend unterstützten und beschützten. Im Jahre 1064 begab sich nur aus Deutschland allein ein Zug von mehr als 7000 Männern, Weibern, Mönchen, Nonnen, mehrere Erzbischöfe und Bischöfe an ihrer Spitze, nach Palästina.

Als aber die Araber von den Türken unterjocht worden waren und diese das Land, wo Christus einst gewandelt, erobert hatten: da erduldeten die Pilger so schmachliche Bedrückungen, daß deren herzerreißende Schilderung, die der Einsiedler Peter von Amiens, welcher sich in den Jahren 1093 und 1094 von der traurigen Lage der Chri-

sten in Palästina überzeugt hatte, bei seiner Heimkehr in begeisternde Reden kleidete, die abendländische Christenheit auf das Tiefste verwundete.

Der schmerzliche Gedanke, daß das größte Heiligthum, die theuerste Reliquie, die Gegend, die Luft und Land, Wasser und Boden, Thal und Berg, die den Gläubigen mit wunderbarer Himmelslust umfingen, in den Händen so wüthender Christenfeinde sey, fiel Tausenden schwer auf's Herz. Ein Vorsatz bemächtigte sich bald zahlloser Gemüther: der Christenheit das köstlichste Kleinod, sich selbst aber Christi Huld und die Seligkeit zu erringen!

Die Kirchenversammlung zu Piacenza und Clermont beschloß daher im Jahre 1095 den ersten Kreuzzug gegen die Ungläubigen. Man verband sich eidlich zur Eroberung des heiligen Landes! — Und wenn auch Peter von Amiens, Walter von Perejo und andere Führer durch Mangel und durch das Schwert der Türken umkamen: so lösten doch der tapfere Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, Robert, Herzog von der Normandie, Robert, Graf von Flandern, Hugo der Große, Bruder Philipp, Königs von Frankreich, und der kühne Raimund, Graf von Toulouse, welche mit einem mächtigen Heere nach Palästina zogen, ihr frommes Gelübde, indem sie des hartnäckigen Widerstandes der Türken ungeachtet, am 16^{ten} Juli 1098 Jerusalem selbst erstürmten.

Es ist nicht unsere Absicht, die Ursachen zu entwickeln, welche die dauernde Begründung eines christlichen Reiches in Palästina vereitelten; wir erwähnen nur, daß der Kaiser Konrad III., welcher im Jahre 1147 mit einem großen Heere einen neuen Kreuzzug unternahm, für die

Wünsche und Zwecke der Christenheit wenig auszurichten vermochte, daß vielmehr der ägyptische Sultan Saladin nach der blutigen Schlacht bei Hittin, unsern des alten Tiberias, im Jahre 1187 durch die Wiedereroberung Jerusalems das christliche Königreich daselbst zerstörte, daß alle späteren Kreuzzüge die frommen Wünsche, womit man sie begleitete, nicht nachhaltig befriedigten und daß endlich, nachdem Europa über fünf Millionen Menschen und unermessliche Summen für seine nächsten Zwecke fruchtlos geopfert hatte, die Idee der Kreuzzüge ihre begeisterte Kraft verlor. Aber bevor wir die oben angekündigte Erzählung beginnen, müssen wir einen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf den Geist der Zeit werfen, welcher in jenen Jahrhunderten waltete. Es war die hehre Zeit der Begeisterung, eine zwiefache Heldenzeit des Glaubens und der Thatkraft! Nach den größten Widerwärtigkeiten, nach der Hinopferung zahlloser Schaaren, zogen immerfort neue Streiter über das Meer, selbst Einzelne zogen fort, welche Schwert und Leben frommen Muthes an die Befreiung des heiligen Landes setzten.

Immer fester wurzelte die Ueberzeugung, daß bei so hohem Kampfesziele nicht der Streiter Menge, sondern Gott allein nur helfen könne. Zum Kampfe für Christus entflammten geistliche Reden an heiliger Stätte, Lehre, Lieder und Gesang verkündeten, daß nur das Kreuz des Himmels Thür erschliesse. Hinaus zu ziehen in den Streit galt überall als eine Pflicht, als eine Schuld, zu deren Tilgung jedes Opfer nur gering erachtet werden könne. Der Päpste Mahnungen kamen hinzu und so brachen Könige auf zum geheiligten Streite. Die Fürsten borgten Gelder, oder veräußerten ihre Besitzungen, um sich die Kosten des

Kreuzzuges zu verschaffen, die Ritter verpfändeten, oder verkauften ihre Lehen und die Geistlichen versezten ihre Pfründen, um sich an jenen Zug anschließen zu können. Selbst Greise und Jungfrauen nahmen daran Theil, der Gefahr nicht achtend, die in so mannigfaltigen Gestalten drohte, ja Mönche traten mit dem Kreuze geschmückt in die Reihe der Kämpfer. Die Bürger der Städte stellten sich zu den Heeren, Zölle, Fuhrlohne und andere Abgaben wurden erlassen, ziehende Pilger aus öffentlichen Kassen unterstützt, und in Heirathsverträgen behielten sich des Landes Edle die Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande vor. Nichts blieb dann der jungen Gattin als die Sehnsucht und das Gebet zum Herrn um Sieg und um einstige glückliche Heimkehr des Streiters in den Arm der Verlassenen. Hundert Tausende waren an das Gelübde gebunden, nimmer heim zu kehren, ohne Sieg; wehe dem, der es brach! Er hörte auf, ein Mitglieb der Kirche zu seyn, diese allgemeine Mutter hatte für einen Solchen keine Wohlthaten mehr. Wer an heiliger Stätte seinen Glauben mit dem Tod im Kampfe besiegelte, war des himmlischen Lohnes Genosse!

„In Gottes Namen fahren wir,“ so tönte es aus Aelter Munde; Glaube, Sehnen und Gottvertrauen, erfüllte eines Jeden Brust und Freudenthränen entquollen dem frommen Auge, wenn das geheiligte Land der Verheißung, die Heimath des Welterlösers, die Mutter der heiligen Väter, die Stätte unserer Versöhnung aus grauer Ferne aufdämmerte.

Wie das Christenthum damals das Leben in allen denkbaren Beziehungen und Erscheinungen durchdrang, ja alles Leben in sich aufgenommen hatte: so waren die Kreuzzüge in ihren lautersten Beweggründen gewiß die farbenreichste

Blüthe dieses Lebens. Mag immerhin zuletzt der zeitliche Vortheil gering geblieben und das irdische Jerusalem nicht erkämpft worden seyn: viele Tausende Gefallener haben sich zu dem himmlischen hinangerungen!

Wenn auch Einige unter den frommen Schaaren gewesen sind, die aus Schaulust, oder aus Buße für schwere Vergehungen, oder endlich um Untersuchungen und Strafen zu entgehen, das Kreuz genommen haben; der hehre Charakter der Zeit bleibt derselbe! Daß die Redlichen jammerten, der Herr habe Jerusalem nur der Fleischeslust, der Ueppigkeit und der Hoffart seiner Bewohner wegen wieder in die Gewalt der Feinde fallen lassen, ist zwar nicht zu läugnern; aber nur Wenige trifft solcher Vorwurf; ihre Namen hat die Geschichte aufbewahrt!

In jener Zeit der Begeisterung sah Europa die beispiellose Erscheinung der Kreuzfahrt der Kinder. Innocenz III. hatte durch Boten und Briefe, die er in allen Richtungen durch Europa sandte, der Christenheit die Wiederer kämpfung des heiligen Grabes aufs Neue zur Pflicht gemacht. Auf Kanzeln und Lehrstühlen ward das Kreuz gepredigt und der Streit um den Besitz des heiligen Landes war der Gegenstand der Gespräche bei jeder Zusammenkunft.

In dem Dorfe Cloies, unfern des Schlosses Vendome in Frankreich, trat im Monate Juni des Jahres 1212 ein Hirtenknabe mit Namen Stephan auf, welcher behauptete: der Heiland selbst habe in einem Briefe an den König von Frankreich ihn als Prediger des Kreuzes bevollmächtigt. Ausgerüstet mit einer Kraft der Rede, welche so zartem Alter selten eigen ist, durchzog er Städte, Burgen und Dörfer, singend: Herr Jesu Christe, verhilf uns wieder zu dem heiligen Kreuz!

Frankreich's Blicke richteten sich bald auf den begeistertsten Knaben, und mehrere Wunder, die er, der Sage nach, in St. Denis verrichtet, galten als Beglaubigung seines heiligen Berufs. Sein Anhang wuchs mit jedem Tage; in andern Gegenden des Reichs traten ebenfalls jugendliche Kreuzprediger auf und bald aus allen Richtungen strömten Kinder beiderlei Geschlechts mit Kreuzen, Fahnen und Rauchfässern, unter Gesang und feierlichen Aufzügen, eilenden Schrittes durch die Dörtschaften, um mit jenem wunderthätigen Stephan sich zu vereinigen. Ueberall fanden sie Unterstützung und Pflege, und wenn man sie fragte, wohin der Weg sie führe? antworteten sie freundlich frommen Blicks: „zu Gott, jenseits des Meeres, zu suchen das heilige Kreuz!“ — der Höchste — versicherten sie — habe sie zur Fahrt nach Jerusalem und dem heiligen Lande zu Hülfe gerufen!“ Umsonst bemühten sich manche Aeltern, die begeisterten Kinder von ihrem Vorsatze abzubringen; mit Thränen erflehten sie die älterliche Einwilligung, und wo jene nicht fruchteten, entwichen sie heimlich, oder erbrachen Schösser und überstiegen Mauern, die sie zurück halten sollten. Bei 30,000 Kinder hatten sich um Stephan versammelt und jede der ankommenden Schaaren pries sich glücklich, Den mit kindlich frommer Zuversicht begrüßen zu können, der zu so Hohem berufen ward.

Auch die Kinder des angrenzenden Deutschland's wurden von jener Begeisterung ergriffen; gegen 20,000, darunter Knaben edler Geschlechter, aber auch Jünglinge und Männer, Frauen, Mädchen, Greise und selbst einige Priester, leider auch lose Gesellen, welche von der Unerfahrenheit der kindlich frommen Schaar Nutzen zu ziehen ge-

dachten, versammelten sich um den zehnjährigen Knaben Nikolaus, dem schullosen Werkzeuge eines verruchten Waters, aus der Gegend von Köln.

Frankreichs König, dem die sonderbare Bewegung in seinem Reiche auffiel, der aber ihres Zweckes wegen einen Machtspruch scheute, vernahm vorerst den Rath der hohen Schulen, und nachdem diese einstimmig ein solches Beginnen gemißbilligt hatten, ließ er den Kindern die Mahnung ungesäumt ertheilen, daß sie ihren Vorsatz aufgeben und zu ihren Aeltern heimkehren möchten. Ein großer Theil gehorchte, Manche wurden — da nach des Königs Mahnung, die Unterstützungen sich minderten — vom Hunger in die Heimath getrieben; die Uebrigen aber beharrten bei ihrem Vorfaze!

Einige Schriftsteller aus jener Zeit äußern die verwerfliche Meinung, daß diese Kinder durch die Macht der Zauberei, oder durch teuflische Machination bethört worden seyen; Andere — den gefürchteten Alten vom Berge damit in Verbindung bringend — sprechen von Betrügnern, welche die armen Kinder durch Verheißungen und Vorspiegelungen verückt hätten; noch Andere äußerten sich spottend, während die Besonnenern das Vorhaben für unüberlegt und nutzlos erklärten, dadurch aber des Volkes Unwillen auf sich luden. Man nannte sie Ungläubige und Gottesverächter, die eines so frommen Aufschwunges ganz unfähig seyen! Innocenz III. aber soll seufzend geäußert haben: „diese Kinder machen uns zu schanden; indeß wir schlafen, ziehen sie munter aus, das heilige Land zu gewinnen!“

Unter Gesang setzte sich der festlich geordnete Zug in Bewegung. Die Zahl mag 15,000 betragen haben. Ste-

phan, von einer bewaffneten Leibwache umgeben, saß auf einem mit Teppichen geschmückten Wagen und freudigen Muthes kamen Alle in Marseille an. Aber ach! hier bemächtigten sich zwei Seelenverkäufer der frommen Kinder! Unter verstellter Freundlichkeit erboten sich die Ungeheuer, die Sorglosen um Gotteslohn über das Meer zu bringen. Die jugendlichen Pilger bestiegen sieben große Schiffe!

Zwei Tagfahrten! von dem Hafen von Marseille entfernt, an der Insel San Pietro in der Nähe Sardinien's, scheiterten zwei Fahrzeuge und alle darauf befindlichen Kinder fanden ihren Tod in den Wellen, die fünf andern Schiffe aber segelten nach Bugia und Alexandrien, wo jene Seelenverkäufer die noch übrige Ladung an Handelsleute und Saracenenfürsten veräußerten. Unter den unglücklichen Kindern waren auch 400 katholische Geistliche, die man als Sklaven nach Bagdad führte. Dort sollten sie den christlichen Glauben abschwören; allein Keiner fügte sich! des Kalifen Befehl. Ahtzehn Geistliche wurden nach einander hingerichtet; da aber die übrigen immer noch standhaft blieben: so ließ der Kalife dem Hinwürgen Einhalt thun, mehr aus Geiz, als aus Achtung vor dem Muth der Schlachtopfer.

Die beiden Seelenverkäufer — ihre Namen sind Hugo Ferrus und Wilhelm Porcus — kamen bald nach dieser That zu dem Emir der Saracenen und erboten sich, ihm den König Friedrich zu überliefern; jetzt aber erreichte sie die Strafe des Himmels; beide wurden gefangen, der Emir und seine beiden Söhne fielen ebenfalls in Friedrich's Hände und e in Galgen vereinigte sie alle. Ahtzehn Jahre später kehrte einer der Verkaufsten nach Frankreich zurück und brachte die Kunde, daß noch 700 seiner einstigen

jungen Gefährten, nun zu kräftigen Männern heran gewachsen, im Dienste des Landespflegers zu Alexandrien ständen.

Die deutschen Kinder zogen mit dem Kreuze bezeichnet, mit Stäben und Pilgertaschen ausgerüstet, über die Alpen. Man hatte diesen Unglücklichen glaubend gemacht, es würden Wunder geschehen; sie würden trockenen Fußes durch das Meer schreiten; jeder Mangel ihnen fern bleiben, der Führer werde sie ohne Unfall nach Jerusalem bringen, dort würden sie die Ungläubigen taufen und den ewigen Frieden gründen! Aber gar bald erreichte sie Mangel und Noth. Schon auf dem Wege nach Italien erlagen Viele der Hitze, dem Hunger, dem Durst, und der ungewohnten Anstrengung. Andere wurden jenseits der Alpen von Räubern geplündert und gemißhandelt, so daß sie, von allem entblößt, den Rückweg in die Heimath antreten mußten. Nur 7000 erreichten am 25. August 1212 Genua, alle dürftig und wehrlos. Es waren Kinder, Männer, Weiber und Mädchen, aber unter ihnen auch leichtfertige Dirnen. Die Besorgniß der Stadt, daß bei so zahlreichem Zuspruch die Einwohner Mangel erleiden, auch wohl bei den bedenklichen Zeitumständen die aufsichtslose Menge böse Zwecke verfolgen und Unfug treiben könne, vermochte den Rath zu dem Beschlusse, daß die Kreuzfahrer sogleich das Gebiet der Republik zu räumen hätten.

Schon am nächsten Tage zogen sie weiter, um eine andere Seestadt aufzusuchen. Aber mit jedem Tage schmolz ihre Zahl! Mehrere kehrten von Mangel und Noth gedrückt zurück; der Rest erreichte endlich Brindisi. Der dortige Bischof hinderte die Ueberfahrt; er ahnete, wie man erzählt, den Betrug. Den Vater des zehnjährigen

Nikolaus traf der Verdacht, die armen Kinder verkauft zu haben; er war zu Köln hingerichtet; Nikolaus selbst verschwand spurlos!

Kindlich heiter und frommen Sinnes war die jugendliche Schaar ausgezogen, vereinzelt, erschöpft, traurig und schweigend traten die Uebriggebliebenen den Rückweg nach der fernen Heimath an. Begleitet vom Spotte der Menschen, entblößt von Kleidern und allen Lebensbedürfnissen, nirgends Mitleid, viel weniger Unterstützung findend, fielen viele vor Elend todt an der Straße hin und — es fand sich nicht einmal Jemand, der sie begrub! Die Stärkern nahmen Knechtsdienste in italienischen Dörfern und Städten; Gewissenhaftere kamen nach Rom, den heiligen Vater um Freisprechung von dem geleisteten Gelübde zu bitten; Innocenz III. erklärte: daß zwar ganz Minderjährige freigesprochen, die Andern aber ihres Gelübdes, das sie in reifern Jahren erfüllen mußten, nicht entbunden werden könnten. Selbst was der Mensch in Uebereilung dem Höchsten gelobt, das dürfe er nicht leichtsinnig brechen.

Manche erneuerten ihren Spott über das Unternehmen und höhnten die fromme Unschuld in Versen, wie z. B.

Ad mare stultorum
tendebat iter puerorum!

Anderer schlossen, das Werk sey nicht von Gott gewesen, darum sey es nicht gelungen. Fragte man aber einen der zurückgekommenen Knaben: bis wohin er gekommen? so antwortete jeder: er wisse es nicht!

Der Papst Gregor IX. ließ später an der Küste von St. Pietro, wo jene beiden Schiffe aus Marseille geschick-

tert waren, eine Kirche „der neuen unschuldigen Kinder“ bauen, und gründete daselbst eine Stiftung für 12 Geistliche. Die vom Meere ausgeworfenen Kinderleichen aber wurden als Ueberreste Solcher bewahrt, die für den Glauben ihr Leben geopfert!

Uebertritt

der Mohammedaner Abdallah und Sabat zum Christenthume.

Mekka, die Wiege der muselmännischen Sagen, wird zur Zeit der Pilgerfahrten von unzähligen Schaaren besucht. Während dieser Zeit gewährt, die inmitten von Bergen, in einem unfruchtbaren Thale liegende Stadt, den Anblick einer großen Messe mit Früh- und Abendgebeten, Illuminationen der großen Moschee, Erleuchtung der Zelte der Paschas und Großen, Wettrennen, Spielen und Unterhaltungen, Feuerwerken, zahlreichen Artilleriefalven u. s. w. Während die frommen Pilger ihre Geschäfte mit dem Himmel abmachen, ist eine andere Menschenklasse bemüht, ihr irdisches Wohl zu befördern! Hindus, malaische Muselmänner, Kaschemirer, Handelsleute von Bukhara und Samarkand, aus der Tatarei und Persien, von den Küsten Melinde's, von Monbaza und allen Punkten Arabiens mischen sich mit den Völkern des Abendlandes, des nördlichen und innern Afrikas, mit Aegyptern, Türken, Albanesen und Kleinasiern, ja selbst mit Griechen und Armeniern.

Es war zu Anfang dieses Jahrhunderts, als zwei junge Männer, Abdallah und Sabat, zwei eifrige Mohammedaner, um ihrer Pflicht zu genügen, welche ihre Religion ihnen auferlegte, ebenfalls nach Mekka gekommen waren. Beide

gehörten den angesehensten Familien des Landes an, ihre Geschlechtsregister stiegen bis zu Mohammed hinauf. Beide waren bis dahin unzertrennliche Freunde, Beide von gleichem Wunsche beseelt, den Ort zu sehen, in welchem, nach der Sage ihrer Väter, das gefallene erste Menschenpaar wieder Verzeihung von Gott erhielt, wo Ismael mit Hagar, seiner verstoßenen Mutter, sich niederließ, wohin selbst Abraham kam, um den geliebten Sohn zu sehen, wo der Erzvater den Tempel der Kaaba errichtete*), und wo Mo-

*) Die Kaaba in Mekka, so genannt von ihrer Gestalt, welche ein fast vollkommenes Geviertes bildet, ist 34 Fuß hoch und 27 Fuß breit, und mit einem Teppich von schwarzer Seide bedeckt, auf welchem das Glaubensbekenntniß der Muselmänner: »Es gibt keinen Gott außer Gott und Mohammed ist sein Gesandter!« mit goldenen Buchstaben eingewirkt ist. Die Pforten der Kaaba öffnen sich nur dreimal des Jahres, einmal für die Männer, einmal für die Weiber, und einmal wenn sie gereinigt wird. Außen gegen eine der Ecken ist der berühmte schwarze Stein eingefügt, welchen der Engel Gabriel vom Himmel gebracht haben, und der durch die Sünden der Menschen so schwarz, wie er jetzt ist, geworden seyn soll. Die Kaaba hat keine Fenster, steht in der Mitte des Hauptplatzes, wo die Hauptmoschee erbaut ist, und dieser Platz ist mit einer Säulenhalle und Gebäuden mit Minarets umgeben. Zwischen den eisernen Pfählen, welche sich um diesen Tempel herziehen, so wie in den Säulenhallen, hängen goldene und silberne Lampen und Leuchter in großer Menge, ja selbst die Dachrinne der Kaaba ist von Gold. Auf dem Platze um die Kaaba steht das Gebäude, in welchem sich nach der Tradition die heilige Quelle Zemzem befin-

ammed geboren wurde, an dessen Grabe zu Medinah sie ihre Opfer bereits gebracht und ihre Gebete in frommer Andacht verrichtet hatten.

Sie staunten ob des niegesehenen Gewirrs von Menschen; der Anblick fremder Völker erzeugte in ihnen den Wunsch: auch deren Heimath kennen zu lernen, und sie entschlossen sich zur Weiterreise. Nachdem sie sich gereinigt hatten in dem Zemzem-Brunnen, küßten sie den schwarzen Stein in der Kaaba, beteten zu Allah, daß er sie leite auf rechtem Wege, und traten in Gesellschaft einiger Handelsleute die Reise nach Kabul an, das sie aus persischen und indischen Schriften kannten, in welchen die reizende Gegend, die Fruchtbarkeit des Bodens und die seltenen Alterthümer des Landes begeisternd geschildert wurden. Nach manchen Hindernissen, die sie auf der Reise zu überwinden hatten, trat ihnen endlich der Ballahisar, die Burg von Kabul, die Residenz des Königs, auf dem Gipfel eines Hügel, entgegen. Mehrfach empfohlen, fanden sie überall freundliche Aufnahme; sie besahen die reizende Umgebung, bewunderten das Grabmal des Sultans Baber auf einer Höhe bei Kabul, welche die herrlichste Fernsicht darbietet; sie reisten nach Ghaznah und Bamiam, untersuchten in der zuerst genannten Stadt, der ehemaligen Residenz der ghaznewidischen Sultane, die ehrwürdigen Trümmer einstiger Größe, dann Mahmud's Grab und die Gräber des weisen Behsul und Hakim-Sunai's, sowie vieler Mohammedaner, welche unter ihren Glaubensgenossen für heilig erachtet werden. Auch die Trümmer des alten Bamiam

det, auch sind hier die Gebethäuser für die einzelnen Sekten der Mohammedaner.

fesselten die Aufmerksamkeit der jugendlichen Freunde. Sie besuchten die unzähligen Fessengrotten und die ungeheuren Bildsäulen von 30 bis 50 Fuß Höhe, welche in Nischen desselben Felsens stehen, aus dem sie gehauen sind.

Nachdem die Freunde sich in Muthmaßungen über diese Riesendenkmäler erschöpft hatten, traten sie die Rückreise nach Kabul an. Hier trennten sie sich! Abdallah trat in des Königs Dienste; Sabat aber setzte die Reise durch die Tartarei fort. Er wußte, daß Bukhara als der Lichtpunkt für alle mohammedanische Völker betrachtet werde, die von dem äußersten Usten ihre Kinder in die berühmte Schule der Gottesgelahrtheit und Arzneikunde dahin senden, er richtete daher seinen Weg nach dem Sitze des mächtigen Khans und, nachdem er Alles in Augenschein genommen hatte, besuchte er das alte Samarkand, einst Timur's blühende Hauptstadt. Auch hierher trieb ihn der Ruf der mohammedanischen Schulen, welche mit denen von Bukhara wetteifern. Die Umgegend gehört zu den vier irdischen Paradiesen der Morgenländer. Sabat verweilte wochenlang in dieser Stadt und deren Umgebung; er besuchte Timur's Grabmal im hohen Dome, dessen Wände mit Achat verziert sind; Ulup-Bays einstiges Observatorium, die Werkstätten der Künstler, die berühmten Fabriken von Seidenpapier &c. &c., und widmete auch dem alten Balkh an den Ufern des Drus seine Aufmerksamkeit. Er hoffte zu finden, was längst in Trümmer fiel! Einst mit Ninive, Babylon und Seleukia wetteifernd, sank die Zahl der Einwohner Balkhs auf 12,000 herab, und obgleich einst der Herd der Gessitung, wo Zoroaster das Licht der Welt erblickte, fand Sabat jetzt wenig Sehenswerthes. Er reiste daher nach Bukhara zurück, wie er dem Khan versprochen, und traf im Maimonat 1811 dort wohlbehalten ein.

Abdallah hatte immittelst die Achtung des Königs von Kabul erworben; er hatte aber auch einen armenischen Christen kennen gelernt, dessen Haus er von nun an stets besuchte. Er fühlte sich zu einer Familie hingezogen, deren hohe Bildung er bewundern mußte und deren felt'ne Tugend ihn fesselte. Abdallah las in der Wohnung des Armeniers die Bibel; er überzeugte sich von den Wahrheiten des Christenthums, und weihte sich mit der ganzen Tiefe eines religiösen Herzens dem Christen-Glauben. Entdeckt von lauerndem Verrathe, verließ er im Geheim die Stadt, um verkleidet am caspischen Meere, in der Nähe einer christlichen Kirche, einen Aufenthaltsort zu suchen; er erreichte Bukhara und traf auf der Straße seinen Freund Sabat, der einige Tage früher von Balkh zurückgekehrt war. Mit einer Brust voll Entzücken über das so lang ersehnte Wiedersehen wollte er sich an Sabat's Herz werfen; aber ach! der Harte stieß den jubelnden Freund zurück! Sabat hatte bereits die Kunde erhalten von Abdallah's Abfall vom Islam! Zornerglüht, Verachtung im wilden Blicke, überhäufte er Abdallah mit Vorwürfen und Scheltworten und schloß mit verderblicher Drohung.

Wohlerkennend die Gefahr, in welcher seine Freiheit, ja sein Leben schwebte — denn das Gesetz droht dem Muselmanne den Tod, der vom Islam abfällt, und ein Christ wird — warf sich Abdallah zu den Füßen des Erzürnten, gestand, daß er ein Christ sey, beschwor ihn aber auch bei ihrer sonst so innigen Freundschaft, mit den herzlichsten Worten und unter heißen Thränen, seine Flucht nicht zu hindern und so sein Leben zu retten. Allein Menschenliebe, Freundschaft und Mitleid waren aus der Brust des unduldsamen Sabat gewichen, und von dem bittersten

Hasse, dem wüthendsten Glaubenseifer und der rücksichtslofesten Verfolgungssucht erfüllt, überantwortete er Abdallah dem blutdürstigen Khan, der den Abtrünnigen, nachdem dieser sein Geständniß vor Gericht wiederholt und den Rücktritt zum Islam bestimmt verweigert hatte, zum Tode verurtheilte.

Der Tag der Hinrichtung, welchen Herolde verkündet hatten, erschien, und Hunderttausende kamen herbei, das blutige Werk zu sehen! Von einer bewaffneten Macht umgeben, schritt Abdallah ruhigen Ernstes dem Richtplatze zu! Der Khan, von Höllingen begleitet, unter denen auch der verrätherische Sabat sich befand, nahmen, zu Pferde sitzend, auf einem Hügel Platz, der sich unmittelbar neben der Richtstätte befand. In Abdallah's schönen Zügen herrschte reiner Friede und sanfte Ergebung. Er kniete vor dem Blocke nieder, neben welchem der Henker stand, der schon das blinkende Schwert zum Hiebe bereit hielt.

„Schwöre Christum ab — so rief noch einmal der Khan ihm zu — und Leben und Freiheit sind dir geschenkt!“ Doch Abdallah wies mit männlicher Festigkeit und mit mildem Lächeln, Leben und Freiheit zurück! Der Tyran gab einen Wink und — — Abdallah's Rechte fiel, von dem Arme getrennt, zur Erde!

„Schwöre Christum ab! — so herrschte wiederum der Khan — Heilung, Leben, Freiheit und Geschenke will ich dir geben!“ Abdallah schwieg, das thränenvolle bleiche Antlitz, gleich dem heiligen Stephanus zum Himmel richtend. — Ein zweiter Wink des Grausamen, und Abdallah's Linke fiel zur Erde! Da hob er die blutenden Stummel und die Blicke voll Güte und Sanftmuth himmelwärts und betete laut für den Khan, für das Volk und den Freund,

und nachdem er Alle gesegnet hatte, neigte er sein unschuldig Haupt über den Todesblock! Es fiel, mit einem Hiebe vom Rumpfe getrennt, in den Sand!

Ein gellender Schrei erregte die Aufmerksamkeit der Menge; Sabat war bewusstlos von dem Pferde gestürzt. Er hatte bis zum Todesstreiche des Geopferten sich mit der Hoffnung beruhigt, Abdallah werde nicht sein Leben für den Glauben lassen, als aber das edle Haupt des Freundes gefallen war, da erfaßte Verzweiflung seine Brust; er floh aus Bukhara, suchte die verlorne Ruhe, aber er fand sie nicht! Die bösen Geister (das böse Gewissen) verfolgten ihn fort und fort; er irrte, gleich Kain, in Asien umher, Menschen und Einsamkeit gleich fürchtend und fliehend! So kam er, bis zum Tode erschöpft, nach Bizagapata, im nördlichen Circars *), in dessen Gebirgen und Wäldern er seinem Gewissen zu entfliehen gesucht hatte.

Er sank vor einem freundlichen weinumrankten Häuschen nieder und ward von den Bewohnern, sobald sie seine hilfsbedürftige Lage entdeckten, mit inniger Theilnahme und seltener Menschenfreundlichkeit aufgenommen, auf ein weiches Lager gebracht und auf das Sorgfältigste gepflegt.

Hier führte ihm der Zufall, wie es schien, ein Exemplar des neuen Testaments in arabischer Sprache in seine Hände. Sabat, einst Erklärer des mohammedanischen Gesetzes, wohl gelehrt und selbst mit dem Inhalte des alten Testaments vertraut, las die Schrift mit großer Aufmerksamkeit; er verglich sie mit dem Koran, entdeckte

*) Das nördliche Circars gehört dormalen zur englischen Präsidentschaft Madras. Diese englische Provinz ist durch hohe Gebirge und undurchdringliche Wälder von Sonda und den Marattenstaaten getrennt.

in dem überaus gastlichen Hause einen Christen und hörte dessen begeisternde Worte über die Kraft und die Segnungen des Christenthums! Gleich einem himmlisch klaren Lichtstrome ergoß sich die Wahrheit des göttlichen Wortes in seine Seele; ausgerüstet mit neuer Kraft, sowohl des Körpers als der Seele, eilte er nach Madras, legte dort sein christliches Glaubensbekenntniß ab, empfing die Taufe und den Namen Nathanael.

Der Uebertritt eines so vornehmen Mohammedaner's zum Christenthume war ein Ereigniß, welches in Madras großes Aufsehen erregte. Handelsleute überbrachten die Nachricht nach Hedschas, und Sabat's Familie schwur den Schimpf zu rächen, welchen der Bruder und der Sohn ihr zugefügt. Sabat's jüngerer Bruder bereitete sich zur Reise nach Madras. Verkleidet und mit einem Dolche bewaffnet, schlich er sich in das ihm bezeichnete Haus Nathanael's, für einen Bettler sich ausgebend. Ohne Argwohn trat der Bruder ihm mit einem reichlichen Almosen entgegen; allein der vermeintliche Bettler warf die Hülle von sich, stürzte mit gezücktem Dolche unter erschütternden Verwünschungen auf den Ueberraschten los und stieß ihn nieder!

Sabat's Diener eilten herbei, ergriffen augenblicklich den Mörder und banden ihn, um ihn der Obrigkeit in Madras zu überliefern; allein ihr gefallener Herr befahl die Banden zu lösen, und indem er dem Bruder die erkaltende Hand zur Verzeihung reichte, sprach er sterbend noch die Worte: „Dich, meinen Mörder, zu segnen, zu lieben, für Dich zu beten, lehrt mich das Christenthum!“

Amerkwürdige Gebetserhörungen.

In einer, dem Einsender der nachstehenden Mittheilung vorgelegenen Chronik vom Jahre 1228, kommt unter anderen eine merkwürdige Erzählung aus dem Leben der Landgräfin Elisabeth von Thüringen vor, welche manchem Leser neu seyn dürfte, da jene Chronik nie abgedruckt, obwohl theilweise von dem zu Eisenach verstorbenen geheimen Rathe und Ober-Consistorial-Director Thon bei seiner Beschreibung der Wartburg benutzt worden ist.

Elisabeth die Heilige war, wie unsere Leser wissen, die Tochter Andreas II. Königs von Ungarn und der Gertrud, geborenen Herzogin von Meran, deren Bruder Bischof von Bamberg war. Im Jahre 1207 in Pressburg geboren, wurde sie schon im Jahre 1211 dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, der nur sieben Jahre älter war, zur Gemahlin bestimmt und sogleich an den glänzenden Hof des alten Landgrafen Hermann auf die Wartburg gebracht, um sich an des Landes Sitte zu gewöhnen. Der alte Landgraf gab seiner Elisabeth die trefflichsten Lehrer und Lehrerinnen; allein er starb schon im Jahre 1215 und sie verlor mit ihm die einzige Stütze im fremden Lande. Die alte Landgräfin war ihr Feind; man suchte Ludwig's Herz, das er jedoch der Lieblichen schon längst auf ewig

geschenkt, von ihr zu wenden; allein trotz allen Ränken der Landgräfin und ihrer Tochter Agnes ward die Verbindung zwischen ihr und dem jungen, nun regierenden, Landgrafen im Jahre 1221 wirklich vollzogen, und beide Gatten galten als Muster ehelicher Liebe und unerschütterlicher Treue!

Elisabeth, einer der herrlichsten Charaktere des Mittelalters, war auch in der That ein Ideal zarten Frauenfinnes! Sie paarte mit einer hohen Religiosität die anspruchloseste Milde, und während ihr junger Gatte in ritterlichen Zügen seinen Heldenmuth und seine Ergebenheit gegen Kaiser und Reich bethätigte, übte sie, die jugendliche Landesmutter, der Wohlthätigkeit und Häuslichkeit stille Tugenden.

Noch jetzt sieht man in Thüringen, besonders aber in Eisenach und seiner Umgebung, die bleibenden Denkmale von dem frommen und wohlthätigen Sinne der heiligen Elisabeth! Des Landgrafen Höflinge nannten solche Werke der Barmherzigkeit Verschwendung; allein des Fürsten Worte: „die Liebeswerke meiner lieben Gemahlin ziehen des Himmels Segen auf mein Haus herab!“ verschlossen den Mund der Bösen.

Als Seuchen wütheten und Hungersnoth das Land heimsuchte, war sie überall der helfende, rettende Engel; in unscheinliches Gewand gehüllt, besuchte sie die Hütten des Elendes und spendete Almosen den Armen, die sich schaarenweise um sie drängten. Stets gütig und wohlwollend gegen Andere, war sie sehr streng gegen sich selbst, vermied die glänzenden Feste des Hofes, fand nur in dem Besuche der Kirchen, nur im Gebete zu Gott ihre größte Wonne, durchwachte manche Nacht oft fastend und sich kasteiend, jede Bequemlichkeit von sich weisend, die ihre

hohe Stellung ihr darbot und jedes Prunkgewand verachtend, das man zur Zierde ihr reichte, die hohen körperlichen Reize zu erhöhen, deren ihre anerkannte Schönheit ohnehin nicht bedurfte. Dabei war sie die zärtlichste und tugendhafteste Gattin, die liebevollste Mutter, aber auch die Angebetetste ihres Geschlechtes, denn ihr Gemahl liebte sie unaussprechlich.

Doch all' dieß schöne Glück ward zertrümmert! Ihre schöne Seele sollte durch harte Leiden geprüft, die Standhaftigkeit ihres Muthes im Elende erprobt werden!

Ihr Gemahl nahm im Jahre 1227 an einem Kreuzzuge Theil, und übertrug seinem Bruder Heinrich, genannt R a s p e, die Administration des Landes. In D r a n t o übereilte der Tod den jungen Landgrafen, der unnatürliche Bruder riß die Regierung jetzt an sich, vertrieb die fromme Elisabeth mit ihren Kindern von der Wartburg und gebot mit harter Drohung, jedes Obdach der Fürstin zu verweigern!

Noch jetzt zeigt man in Eisenach einen Stein, die Stelle bezeichnend, an welcher die Fürstin von einer Frau in den Roth gestossen wurde, die sie früher so oft mit Wohlthaten überhäuft hatte. Ein mitleidiger Priester achtete Gotteslohn und die Theilnahme an seiner unglücklichen Fürstin höher, als das hartherzige Gebot des unrechtmäßigen Herrschers; er verbarg sie drei Tage, dann fand sie Obdach in der Hütte eines Hirten und wurde später von der Lebtissin von Kitzingen zu ihrem Oheime nach Bamberg gebracht. Der erschütterte Bischof wies ihr das Schloß Bodenstein zum Aufenthalte an, wo sie, in Trauergewand gehüllt, fast unausgesetzt dem Gebete und der Sorge für ihre Kinder sich widmete.

Die aus Palästina zurückkehrenden thüring'schen Ritter führten jetzt den Leichnam des Landgrafen durch Bamberg. Vom tiefsten Schmerze ergriffen, sprach Elisabeth Worte des Dankes und des Segens über den, dessen Hülle sie zum letzten Male sah! Kein Wort der Klage über ihren Verfolger ließ sie hören, nur bat sie Thüringen's Eble: der Kinder zu gedenken, damit ihnen das Erbe einst zurückgestellt werde, das ihnen gebühre von Gott- und Rechtswegen.

Keiner mochte jedoch anfänglich an den mächtigen Landgrafen sich wagen; als aber die Ritter Ludwigs Leichnam im Kloster Reinhardsbrunn begruben und Elisabeth in innigem Gebete vor dem Herrn die Worte sprach:

„Nicht für mich, die ich schwach bin und elend und unwürdig, für meine verlassenen und unschuldigen Kinder nur bitte ich Dich, Vater der Barmherzigkeit! daß Du erwecken wollest unter Thürings Eblen den Muth, das Herz des verirreten Heinrich's zu rühren mit kräftigem Wort!“

da trat, sobald die Feierlichkeit in Reinhardsbrunn zu Ende war, Rudolph von Warila unter die Ritter und sprach: „Mich drängt es, das Versprechen zu lösen, das wir der Landgräfin zu Bamberg gegeben! — Alle beschloffen den Landgrafen Heinrich durch vier Ritter an seine Pflicht mahnen zu lassen. In deren Namen trat Warila unter den Worten vor den Fürsten: „Gnädiger Herr! meine Freunde, Euere Vasallen, haben mich ersucht, in ihrem Namen zu Euch zu sprechen. In Franken und hier in Thüringen haben wir solche ungebührende Dinge über Euch gehört, um wie billig darob zu erröthen, daß in unserem Lande und bei unseren Fürsten so große Unfrömmigkeit,

Unehre und Untreue zu finden sey. Was, junger Herr! habt Ihr gethan, wer ist Euer Rathgeber gewesen? Wie? Ihr konntet des Bruders Gemahlin, die verlassene Wittwe, eines erlauchten Königs Tochter, gleich einem fahrenden Weibe, schmachvoll von Euern Burgen, aus Euern Städten verstoßen, anstatt sie zu ehren und zu trösten? Auf Kosten Eueres Rufes habt Ihr sie dem Elende Preis gegeben, wie eine Bettlerin durch die Straßen sie irren lassen. Während Euer Bruder in Liebe zu Gott das Land verläßt, stoßet Ihr seine Waisen, statt mit dem warmen Herzen eines treuen Vormundes sie zu segnen und zu schirmen, hartherzig von Euch, nöthigt sie, selbst von der Mutter sich zu trennen, um nicht sammt ihr in Hunger zu vergehen! Heißt das Bruderliebe? Habt Ihr solche Lehre von Euerm Bruder, dem tugendreichen Herrn, empfangen, der so nicht gegen den letzten seiner Unterthanen würde gehandelt haben? So pflichtvergeffen gegen einen der Seinigen würde der größte Bauer nicht seyn. Welches Vertrauen sollen wir aber in Euer Treue und Ehre hinfort setzen? Ihr kennt die Ritterpflicht, Wittwen und Waisen zu schützen; und Ihr seyd der Erste, der Wittwe und Waisen des Bruders drängt! Ohne Schminke sag' ich's Euch: Das schreiet um Rache zu Gott!"

Heinrich's Mutter, Sophie, so sehr sie sonst auch der frommen Elisabeth feind war, vergoß doch Thränen ob solcher Rede; der junge Landgraf selbst senkte das Haupt, ohne ein Wort zu erwiedern, weshalb Barila noch einmal seine Stimme erhob:

„Gnädiger Herr! Was hattet Ihr von einer armen, Kranken, verlassenen, tiefgebeugten, vereinsamten Wittive zu fürchten? was hätte diese heilige, tugendreiche Frau,

wäre sie auch im Besitze aller Eurer Schlösser geblieben, Euch in den Weg legen können? Was wird man nun in andern Ländern von uns sagen? Pfui, welche Schmach! Ich werde schamroth, wenn ich nur daran denke. Ja! wisset es nur: Gott habt Ihr beleidigt, ganz Thüringen geschändet, Euern und Eueres Hauses Ruf besleckt! Wahrlich, ich fürchte, Gottes Zorn werde schwer auf dem Lande lasten, so fern Ihr nicht Buße thut, mit der frommen Frau Euch ausöhnet und den Kindern Eueres Bruders das Entriffene zurück erstattet!"

Alle staunten ob der kühnen Rede; doch Gott öffnete ihr des Landgrafen Herz. Weinend und durch Schluchzen oft unterbrochen, sagte er zu *Barila*: „Was ich gethan, bereue ich aufrichtig, ich will jenen Rathgebern mein Ohr verschließen; schenket mir Euer Vertrauen wieder und Euere Freundschaft. Elisabeth mag fordern von mir was sie will; euch gebe ich Vollmacht, über mein Gut und über mein Leben zu verfügen.“

Barila entgegnete: „Hierdurch allein werdet Ihr dem göttlichen Zorne entrinnen mögen!“ Doch als er mit seinen Gefährten der frommen Elisabeth die frohe Kunde überbrachte und von den Bedingungen sprach, die man dem Landgrafen Heinrich machen solle, dankte sie liebevoll und sprach: „Nicht Heinrich's Schlösser, nicht seine Ländereien, nichts von allem dem begehre ich, was mich belästigen oder zerstreuen könnte; ich werde meinem Schwager dankbar seyn, wenn er mir von dem, was mir zur Mitgabe gebührt, so viel gibt, um die Ausgaben bestreiten zu können, die ich für das Seelenheil meines heiß geliebten Verstorbenen und für mein eigenes zu machen wünsche.“

Heinrich that Alles, um die große Schuld zu tilgen,

die er auf sich geladen. Er erlangte Elisabeth's Verzeihung, deren Kinder ihr rechtmäßiges Erbe; sie selbst aber wünschte des Lebens Ueberrest in heiliger Stille hinzubringen. Heinrich räumte ihr nebst einem bedeutenden Jahrgelalte die Stadt Marburg nebst allen dazu gehörigen Dertschaften, Einkünften und Gerechtsamen ein, wohin sie sich im Jahre 1229 begab. Hier stiftete sie ein Hospital und lebte ganz der Andacht und der Wohlthätigkeit. Eine Gesandtschaft, durch welche ihr Vater sie zur Rückkehr in ihr Geburtsland einladen ließ, wies sie, der Bitten der Gesandten ungeachtet, dankbar zurück, legte die Gelübde des dritten Ordens des heiligen Franziskus ab, begab sich in das von ihr gestiftete Hospital, wo sie am 19ten November 1231, kaum vier und zwanzig Jahre alt, in's bessere Leben überging.

Von ihren Zeitgenossen bewundert, ward sie schon vier Jahre nach ihrem Tode vom Papste Gregor IX. unter die Heiligen erhoben. Eine Kirche ward ihr zu Ehren in Marburg erbaut und ein kostbares Denkmal errichtet, das zu den ehrwürdigsten Resten gothischer Kunst in Deutschland gehört. Im November 1810 brachte man dasselbe nach Cassel, später aber wieder nach Marburg zurück. Ein großes Bild auf der Wartburg stellt die Wunder dar, die nach der Sage sie verrichtet; dort zeigt man auch noch manche Gegenstände aus ihrer Zeit. Reliquien von ihr sind in dem Kloster der Elisabethinerinnen in Wien und zu Breslau. Sie ist die Stammutter des hessischen Hauses. Ihre Tochter Sophia nämlich vermählte sich mit Heinrich V., genannt der Großmüthige, Herzog von Braubant, und ward die Mutter Heinrich's, des Kindes.

In den Basler Sammlungen vom Jahre 1814 ist

eine Thatfache abgedruckt, welche wir unseren Lesern deßhalb mittheilen, weil sie ebenfalls die Beispiele von der Kraft eines kindlich frommen Gebetes vermehrt. Maria Langenfeld, geboren zu Hweiler in Lothringen, Tochter des damaligen Getreidehändlers Menger, mußte im siebenten Jahre schon das älterliche Haus verlassen und bei dem Bruder ihrer Mutter, Lorenz Mezger, welcher zu Kirchweiler, im Elsaß wohnte, ein Unterkommen suchen. Dort wurde sie zum Warten der Kinder gebraucht, aber hart gehalten! Weil sie in ihrem noch so zarten Alter weniger leisten konnte, als die Mezger'schen Eheleute von ihr forderten: so bekam sie äußerst sparsame und magere Kost, auch wurde sie fast täglich auf eine unbarmherzige Weise mit Schlägen gemißhandelt. In ihrem zehnten Lebensjahre, als man mit Einernten der Feldfrüchte beschäftigt war und eben ein schweres Gewitter heranzog, lud ihr Mezger eine so große Last auf, daß sie nach wenigen Schritten unter ihr zu Boden sank. Mit größter Anstrengung brachte sie dieselbe zwar bis an die Scheuer, hier aber fiel das arme Kind erschöpft zur Erde und konnte lange nicht mehr aufstehen! Ihr Vetter kam dazu und war darüber so aufgebracht, daß er die Kraftlose mit Füßen trat und sie wie einen Ball hin- und herschleuderte. So ließ er sie unter dem heftigsten Regen liegen und ging davon. Sie konnte lange nicht zur Besinnung kommen, und vor Schmerz in der Seite, wohin sie Mezger getreten, nicht aufstehen. Um in's Trockene zu kommen, kroch sie mit vieler Mühe auf Händen und Füßen in einen Stall. Weil sie nun aber etliche Stufen hinauf mußte, die sie vor Schwäche nicht erklimmen konnte: so arbeitete sie sich mit den Händen und auf den Knien hinauf und hielt sich zuletzt an ein

Band eines Haufens Stroh an; dieses aber gab nach und dadurch fiel der Haufen auf sie, daß sie wie begraben darunter lag und nur so viel Luft hatte, daß sie Athem schöpfen konnte. In dieser Lage verbrachte sie zweimal vier und zwanzig Stunden, von Montag bis Mittwoch Abends, da sie endlich ihre 80jährige Großmutter nach langem Suchen auffand. Das Kind hörte die alte Frau weinen und jammern und konnte sich kaum durch schwaches Klopfen mit dem Fuße auf den Stallboden bemerklich machen, wodurch die alte Frau bewogen wurde, die Strohschütten abzuwerfen! In völlig durchnässten Kleidern, halb erstorben, lag das arme Kind auf dem Stallboden! Dieser Anblick des Jammers rührte die alte Großmutter so tief, daß sie die Enkelin ihrem Sohne Metzger mit den Worten übergab: „ich habe so viele Mühe an dich gewendet, nun aber sehe ich, daß ich einen Mörder an dir erzogen habe!“ Er schwieg dazu still; seine Frau aber antwortete mit Hohn: „es ist ja gut, daß sich der verlorene Groschen wieder gefunden hat!“

Die Langensfeld wurde völlig contract, konnte in den ersten vier Wochen kein lautes Wort reden, und, weil man keine Hand zu ihrer Hülfe und Pflege ausstreckte: so wurde sie am ganzen Körper so steif, daß sie kaum ein Glied mehr bewegen konnte. Dabei mußte sie außer andern harten Behandlungen Hunger und Durst ausstehen, bekam nicht einen Löffel kräftige Suppe zu ihrer Stärkung, und hätte vor Hunger umkommen müssen, wenn sich nicht der kleine Knabe, den sie als Kindsmädchen gewartet, ihrer erbarmt und seinen Bissen heimlich mit ihr getheilt hätte. Jeden Menschen würde der Anblick gerührt haben, dieß liebe Kind mitleidsvoll, vor der Unglücklichen sitzen und sie wie eine

Taube ihre Jungern füttern zu sehen! Als die harten Pflegeältern jeden Tag glaubten, es werde der letzte der Langensfeld seyn und sie bei den Ortsbewohnern doch nicht in den Verdacht kommen mochten, sie todt geschlagen zu haben: so setzten sie das contracte Kind zur Schau vor das Thor hinaus auf die Straße, im Winter aber in einen viereckigen Kasten hinter den Ofen. In dieser Stellung mußte sie oft von einem Abende bis zum andern unbeweglich zubringen und wenn sie auf ihr flehendes Bitten ja einmal heraus genommen wurde: so faßte sie die Metzger an dem gekrümmten Armchen und riß sie heraus!

Dieser unbeschreibliche Jammer, in welchem sie vier volle Jahre zubrachte, ohne einen Weg menschlicher Hülfe vor sich zu sehen, trieb sie endlich an, Hülfe von oben zu suchen. Sie wurde sehr verlegen um ihre Seligkeit und weinte und betete oft und viel zu „ihrem Herrn Jesu:“ er möge doch ihrem Leben ein Ende machen und sie selig zu sich nehmen; und weil ihre Sehnsucht nach den Tröstungen des Heilandes täglich dringender wurde: so ließ sie sich durch den oben erwähnten Knaben die Leidensgeschichte Jesu 2c. 2c. häufig vorlesen, woraus ihr manche Stärkung und Erquickung unter vielen Thränen zuflöß. Am 23^{ten} April, ein ihr unvergeßlicher Tag, saß sie wieder, wie gewöhnlich, unter dem Thore. Ihr Herz war diesmal mit ungewöhnlicher Wehmuth erfüllt und das Sehnen nach ihrer Erlösung dringender als je. Unter dieser Beklommenheit ihres Herzens hat sie den kleinen Knaben ihr zum Troste abermals vorzulesen. Durch Gottes Fügung las er gerade solche Stellen, die von den Wunderwerken Jesu handelten, wie er Blinde sehend, Lahme gehend und Krüppel aller Art gesund gemacht habe. Vor

Allem fiel ihr die Geschichte des Mannes mit der verdorrten Hand auf, — welche Erzählung den ersten Schimmer von Trost und Hoffnung in ihr Herz warf: „der treue Heiland werde auch ihr Elend ansehen, da sie ebenfalls so ganz wie jener Mann von Hülfe entblößt sey. Bei näherer Betrachtung dieser Materie nahm ihre Hoffnung und ihr Vertrauen auf Jesu wunderthätige Hülfe von Augenblick zu Augenblick zu, ihr stilles Sehnen und Seufzen ging in lautes Gebet über und sie rief aus: „O mein Jesus, wenn Du mir hilffst, so will ich nur Dich lieben!“ Sie konnte nicht aufhören zu beten, denn es war ihr wohl dabei, sie vernahm das Amen schon auf ihre Bitte in ihrer Seele!

Und was geschah? „Als ich noch,“ erzählt sie, „so laut betete, fühlte ich das erste Mal wieder Leben in meiner rechten Seite. Diese Empfindung durchging nach und nach meinen ganzen Körper, während ein Gefühl unbeschreiblicher Seligkeit meine Seele durchwallete. Es dünkte mich, als stände der Heiland mit helfender Hand leidhaftig bei mir. Ich versuchte eines meiner Glieder nach dem andern in Bewegung zu setzen, erst meine rechte Hand, welche ganz krumm auf der Hüfte lag, und es gelang mir, sie nach und nach auszustrecken, — dann meinen Kopf, welcher schief auf der rechten Seite hing, und ich konnte ihn wieder gerade richten, — zuletzt meinen linken Arm und meine Beine, welche kreuzweise über einander lagen, und auch diese konnte ich in Bewegung bringen. Kurz binnen einer halben Stunde konnte ich mich ganz gerade, wiewohl zitternd aufrichten. Darüber war ich voll Verwunderung, Freude und Beschämung mehr außer mir, als im Leibe!“

Die Kinder, die um sie waren, besonders ihr kleiner Vortleser, waren ebenfalls voll Bestürzung, die aber bald

in Freude übergang, und Letzterer sagte: „Gott Lob und Dank, nun kannst du wieder gehen und allein essen!“

Die Schwester ihrer Mutter, welche ebenfalls in Kirchweiler wohnte, und eben aus dem Weinberge kam, stand, als sie die wunderbar Geheilte erblickte, still, sah sie mit Erstaunen an, und sagte: „Nun kannst du dem Herrn Jesu danken, denn er hat dir heute zum zweiten Male dein Leben geschenkt, denn du hast gerade deinen Geburtstag und bist vierzehn Jahre alt,“ wobei ihre Augen vor Thränen übergingen. Die Metzger'schen Kinder liefen in's älterliche Haus und erzählten ihrer Mutter, was vorgegangen war; dieselbe kam denn auch herbei, und als sie sich näherte, stand die Gerettete auf und ging ihr einige Schritte entgegen, um sie freundlich und herzlich zu empfangen.

„Aber wie erschrock ich,“ erzählt die Langensfeld, „als die Base mich unwillig ansah, mit Verwünschungen, die ich nicht in den Mund nehmen will, mich anredete, und nebst ihrem Manne, den sie sogleich herbeiholte, den entscheidlichen Schluß machte: meine Genesung müsse ein Werk des bösen Feindes seyn, und ich mit ihm ein Bündniß geschlossen haben.“ Ich sagte: „Nein! sondern ich habe zu dem Herrn Jesu gebetet und der hat mir geholfen.“ Die Kinder bestätigten es auch und sagten: „Wir haben es gehört, liebe Aeltern, sie hat nichts gethan, als mit dem Herrn Jesus geredet.“ Allein sie glaubten es nicht und erwiderten: „so etwas solle man ihnen nicht weiß machen; Jesus sey nicht mehr auf der Welt und thue keine Wunder mehr.“ Da ging nun wieder eine neue Noth für mich an; ich sollte schlechterdings bekennen, wie die Sache zugegangen sey, und wenn ich's einfältig that, so glaubten sie es nicht. Wenn sie denn mit den heftigsten Drohungen und härtesten

Schlägen, womit sie mir zusetzten, nichts ausrichten konnten, so ließen sie mich wieder eine Zeit lang gehen, um zu sehen, wie es nun weiter mit mir auslaufen würde &c. &c.“

Die Langensfeld war und blieb gesund und zeigte durch ihr ganzes Leben jenes kindliche treue Vertrauen auf Gott, welches die Ursache ihrer wunderbaren Heilung gewesen war. Sie ist in Rußland gestorben, wohin sie ihrem Gatten folgte.

Es fehlt in der That nicht an Beispielen, von Erhöhung ähnlicher gläubiger Gebete, im Drange der Noth gethan, welche klare Spuren einer wunderthätigen göttlichen Einwirkung in das Leben sind und womit der Allmächtige sowohl dem Väter, wie den Zeugen sein Daseyn und des Glaubens Kraft kund machen will.

Das religiöse Lied.

Das religiöse Lied nahm seinen Ursprung aus den lateinischen Hymnen unserer Kirche. Es schildert, mit Rücksicht auf den Gesang, die Gefühle, welche das Verhältniß des Menschen zur Gottheit in ihm erzeugt und hat den ganzen Cyklus religiöser Lehren und Empfindungen zu seinem Gegenstande. Der Ton desselben, so wie der dichterische Vortrag soll jedoch weder zu idealisirt, noch zu stark seyn, weil es sonst den ihm angewiesenen Charakter ablegen würde.

Daß ein religiöses Lied, nach diesem Charakter gebildet, und von Musik begleitet, die wundersame Kraft habe, der Gemüther sich zu bemächtigen, ist eine Wahrheit, für welche die Erfahrung aller gebildeten Völker und aller Zeiten spricht.

Vor dem dreizehnten Jahrhunderte wurde jedoch dieser Art von Poesie wenig Rücksicht gewidmet, und seitdem bediente man sich lange Zeit religiöser Lieder hauptsächlich nur bei Wallfahrten und Bußgängen *z. z.* Und wenn auch die Minnesinger zuweilen solche Lieder zum Lobe der heiligen Jungfrau, oder zur Verherrlichung der Mysterien unsers Glaubens dichteten: so fanden sie doch eben so wenig, als die religiösen Lieder der Meistersänger bei dem Erbauung und Erhebung suchenden Volke Eingang.

Nur einige Dichter hatten vor der Reformation die Genugthuung, daß ihre in der Muttersprache verfaßten Lieder

bei dem öffentlichen Gottesdienste abgesungen wurden; allein auch damals behaupteten noch die lateinischen Kirchengesänge den Vorzug, und die deutschen Lieder waren jenen theils nachgebildet, theils wörtliche Uebersetzungen derselben. Die geringe Ausbildung der deutschen Sprache in jener Zeit war ein vorzügliches Hinderniß zur höhern Kultur der religiösen Poesie.

Seit Verbreitung der Reformation aber schritt die vaterländische Sprache rasch ihrer Ausbildung entgegen, und mit der Theilnahme an religiösen Interessen, bekam auch die religiöse Dichtung einen höhern Schwung, indem zu allen Zeiten ausgezeichnete Männer und reichbegabte Dichter auftraten, welche mit wahrer Begeisterung, mit Einfachheit und Würde, so wie mit Tiefe und Klarheit diejenigen Seiten unseres Glaubens zu benützen und anzuwenden wußten, welche zur Beförderung wahrer Frömmigkeit gereichen, und auf das Wirksamste in das tägliche Leben eingreifen.

Indem wir unsern Lesern zum Schlusse dieses ersten Bändchens einige religiöse Lieder mittheilen, wünschen wir zugleich, daß die getroffene Auswahl ihren Beifall haben möge.

1. Das Gebet des Herrn *).

In Gott des Vaters und des Sohns
 Und seines Geistes Namen
 Sprechet hier am Fuße seines Throns,
 O Christen, freudig Amen!

*) Der Verfasser ist Michael Denis, den wir vor Allen wählten, weil er dem Vaterlande angehört, in dem wir schreiben. Er wurde am 27. September 1729 zu Schär-

Sprecht Amen, und bereitet euch,
 Nach euers Meisters Lehren
 Den Vater in dem Himmelreich
 Mit Bitten zu verehren.

O! Vater unser, der du bist
 Im Himmel und auf Erden,
 Dein Name, der so liebvoll ist,
 Soll stets geheiligt werden!
 Dein Reich, von Anbeginn der Welt
 Bereitet allen Frommen,
 Das laß, wenn dieser Staub zerfällt,
 Für uns auch einstens kommen.

So, wie auf jeden Wink von dir
 Die Himmelsgeister sehen,
 So soll auch unter Menschen hier
 Dein Wille stets geschehen!

ding geboren, im Jesuiten-Gymnasium zu Passau unter-
 richtet, im Jahre 1759 als Lehrer der schönen Wissen-
 schaften, Literaturgeschichte und Bücherkunde am Col-
 legium Theresianum in Wien, im Jahre 1784 als zwei-
 ter, und im Jahre 1791 als erster Custos der k. k. Hof-
 bibliothek daselbst, und zum k. k. Hofrath ernannt, in
 welcher Eigenschaft er am 29. September 1800 starb.
 Er gehört zu den vorzüglichsten Bibliographen Deutsch-
 lands und zu denen, welche zu Beredlung des Geschmacks
 und der vaterländischen Sprache viel beigetragen haben.
 Seine vaterländischen Gedichte geben Zeugniß von den
 edelsten Gesinnungen.

Das Brot, das uns're, nährt,
 Um dir, o Gott, zu leben,
 Auch jenes, das der Leib begehrt,
 Sei täglich uns gegeben.

Vergib uns, Vater! jede Schuld,
 Die wir vor dir bereuen,
 So wie wir alle mit Geduld
 Den Schuldigern verzeihen!
 Erstick, wenn Versuchung droht,
 In uns des Bösen Samen!
 Erlös' uns jetzt und einst, o Gott,
 Von allem Uebel. Amen!

2. Wonne der Andacht*).

Seligste der Lebensstunden,
 Wenn der Geist zu Gott sich schwingt!
 Ganz mit Herrlichkeit umringt,
 Hat dich meine Seel' empfunden,
 Wenn sie sinnend, fern und nah'
 Gottes ew'ge Liebe sah!

Schmückte die nicht uns're Fluren?
 Schmückte sie den Himmel nicht
 Mit dem Sonn'n- und Sternenlicht,
 Mit den glänzenden Naturen,

*) Die Dichterin dieses religiösen Liedes ist die, in Dresden gestorbene, Elise von der Recke, geb. Reichsgräfin von Medem. Ihr Geburtsort ist Schönburg in Kurland, wo sie am 20. Mai 1756 das Licht der Welt erblickte.

Wo in Gottes Widerschein
Sich die höhern Geister freu'n?

Stattete nicht zum Genuße
Gottes Huld dies Erdenthal,
Wie zu einem Liebesmahl,
Aus mit einem Ueberflusse,
Welcher, unverfegbar mild,
Aus des Lebens Urnen quillt?

O, du Wesen aller Wesen!
Deine Güte und Herrlichkeit
Füllt das weite Reich der Zeit.
Auch der Mensch ist auserlesen
Von der niedern Erde schon
Auf zu schau'n zu deinem Thron.

Seligste der Lebensstunden
Du entflammet mein Gemüth!
Meine ganze Seele glüht!
Diese Erd' ist mir entschwunden!
Vorgefühl der Himmelslust
Füllt und hebet meine Brust.

3. Vertrauen auf Gott *).

Groß ist der Herr! Die Berge zittern
Vor seiner Gottesmajestät,
Wenn er in dunkeln Ungewittern,
Der Heilige, vorüber geht.

*) Von Christoph August Tiedge, geb. am 13. December 1752 zu Gardelegen.

Doch Liebe strömt aus seiner Hand
In finstern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo sich der Halm entfaltet,
Bis zu der letzten Sonn' hinaus,
Herrscht sein Gesetz; als Vater waltet
Er durch das große Weltenhaus;
Der Leben gibt und Freude schafft,
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Was dich auch drückt, mein Herz, er rettet!
Vertrau'n zu ihm ist deine Pflicht,
Er, der dem Wurm ein Lager bettet,
Der Gott verläßt den Menschen nicht.
Der so viel gibt und mehr verheißt,
Erhebe dankend ihn mein Geist!

Bermiß' dich nicht, mit ihm zu rechten
Mit Demuth nahe dich dem Herrn;
In trauervollen Mitternächten
Ist dir der Ewige nicht fern.
Mit deinem Frieden, deinem Harn
Wirf seiner Huld dich in den Arm.

D Schwing dich empor vom Staube,
Verfinstern deine Tage sich;
Zu ihm blick' auf, und bet', und glaube!
Versagend selbst erhört er dich;
Doch nie enthillt die Ungebuld,
Das heil'ge Dunkel seiner Huld!

Gott fehlet nicht! O Seele, thue
 Was dir gebührt, sei fromm und gut!
 Versage dir nicht diese Ruhe,
 Aus ihr erwächst der hohe Muth,
 Der, wenn das Unglück uns umstürmt,
 Uns rettet, tröstet, hebt und schiemt.

Vertraue Gottes Vaterhänden,
 Wenn er den frömmsten Wunsch versagt;
 Was hier beginnt, wird dort vollenden,
 Wo dir ein neues Leben tagt.
 Es ruh'n im engen Raum der Zeit
 Die Keime einer Ewigkeit.

4. Andacht *).

Schweigt, ihr Sinne! Diese heil'ge Stille,
 Wo mein Geist, entbunden seiner Hülle,
 Sich der reinsten Seligkeit erfreut;
 Wo er auf der Andacht leisen Schwingen
 Strebt, zum Vater der Natur zu bringen,
 Sey durch keinen Erdentand entweiht.

Sorgenlos sich selbst zurückgegeben,
 Nimmt er aus dem engen, dumpfen Leben
 Unerdorben seinen stillen Sinn.
 Voll Vertrau'n, vergessend seiner Schranken,
 Schwingt er sich im Reiche der Gedanken
 Bis zum höchsten aller Geister hin.

*) Von R. Heinrich Heydenreich, geb. 1764 in Stolpen, gest. am 26. April 1801 zu Burgwerben.

Schamvoll fliehen alle niedern Triebe;
 Nur die reinste, makellose Liebe
 Folgt ihm vor des Ewigen Altar,
 Und voll Demuth bringt er diese Gabe,
 Als das Edelste von seiner Habe,
 Gern dem Ewigen zum Opfer dar.

Welch' ein Glück, im freudigen Vertrauen
 Frommer Unschuld zu dir auf zu schauen,
 Der des Weltalls hohe Ordnung lenkt;
 Im Gebet zu dir sich zu erheben,
 Nicht vor deinem Richterernst zu beben,
 Wenn die Seele süß erstaunt dich denkt!

Vater, wenn des Herzens stille Leiden
 Von den Freuden dieser Welt mich scheiden,
 Und mein letztes Glück in Staub zerfällt;
 O dann tröst' in solchen Augenblicken
 Mich der Andacht heiliges Entzücken
 Mit den Freuden einer bessern Welt.

5. Lob des Erlösers *).

Ich will, ich muß von Jesu singen!
 Aus Liebe kam er in die Welt.
 Die Wahrheit flog mit glühnen Schwingen,
 Ihm göttlich strahlend beigesellt,

*) Von Joh. Peter Uz, geboren zu Ansbach am 3. October 1720, gestorben am 12. Mai 1796.

Als Finsterniß der dicksten Schatten
 Noch über allen Völkern lag,
 Und auch die Weisen keinen Tag,
 Kaum eine schwache Dämm'ring hatten.

Ihr Völker, in Judäens Grenzen
 Erscheint ein wunderbares Licht!
 Des Jordans weiße Fluthen glänzen,
 Wie von der Sonnen Angesicht,
 Ich sehe Cedern sich vergülben,
 Die Cedern auf dem Libanon!
 Der neue Morgen schimmert schon
 Bis zu den dunkelsten Gefilden.

Gott kommt vom Himmel, euch zu lehren;
 Seht, wie vor ihm die Erde schweigt!
 Die Heiden drängen sich, zu hören,
 Da sich der große Lehrer zeigt;
 Er lehret uns die Gottheit kennen
 Und ladet uns zum neuen Bund;
 Durch ihn darf unser scheuer Mund
 Gott wieder unsern Vater nennen.

Da unser schuldiges Geschlechte
 Dem Tode heimgesfallen war,
 Stellt sich der einzige Gerechte
 Zum Opfer der Versöhnung dar.
 Verloren waren Adams Kinder
 Der Sohn des Gottes Zebaoth
 Erniedrigt sich zum Kreuzestod
 Und stirbt für abgefall'ne Sünder.

Er stirbt, und war aus Gott geboren!
 Weg, Zweifel, der mir Jesum raubt!
 Wie grimmig zischt vor meinen Ohren
 Die Natter, schwellend um das Haupt!
 Ich bete, Herr, vor dir im Staube!
 Du redest, und ein himmlisch Licht
 Strahlt sieghaft mir ins Angesicht;
 Du redest, und ich hör' und glaube!

Wie? der für mich am Kreuz erblaßte,
 Eröffnete des Tauben Ohr,
 Rief, die des Todes Arm umfaßte,
 Allmählig aus dem Grab' hervor,
 That über menschliches Vermögen;
 Und sollte Mensch, nur Mensch allein,
 Nicht Gott, nicht mein Erlöser seyn,
 Und hundert Wunderwerke lögen?

Er ist's, er kann sich nicht verhehlen,
 Er ist es, Gott von Ewigkeit!
 Ich schwör' es bei den großen Seelen,
 Den Märtyrern der alten Zeit,
 Die sich nach diesem Jesu nannten,
 Und mit erhab'nem HelDENmuth
 Auch auf der Folter, in der Gluth
 Verfolgter Christen Gott bekannten.

Verehrt, verehrt ihn, alle Lande!
 Der Jesus, der im Grabe liegt,
 Zerbricht des Todes ehr'ne Bande,
 Leb't ewig und sein Glaube siegt.

Sein Glaube, diese zarte Pflanze,
Grünt aus verströmtem Blut hervor,
Und hebt im Sturm das Haupt empor,
Und prangt mit ungeschwächtem Glanze.

Was lehnen wüthende Nerone
Sich wider den Messias auf?
Ein Wink von seinem Himmels throne
Hemmt Welten selbst in ihrem Lauf!
Rom's Heidenfürsten sind verschwunden;
Die Völker sah'n und werden seh'n,
Daß Menschen Gott nicht widersteh'n!
Der Wahrheit Macht hat überwunden!

6. Die Vergeltung.

Dort in der Ewigkeit wird es klar,
Was du, o Mensch, in dem Busen getragen,
Was du erstrebt in den flüchtigen Tagen,
Was dein Verlangen, dein Sehnen war;
War es ein Eitles — so weine, o weine,
Hin ist der Lohn dir und hin deine That;
Wie auch dein Glück hier vollendet erscheine,
Ewiges keimt nur aus ewiger Saat.

Dort in der Ewigkeit wird es klar,
Ob, was dir endliche Liebe gegeben,
Kräftig durchdrungen dein inneres Leben,
In dir ein ähnliches Lieben gear.

Schuf er nicht Liebe — so weine, o weine,
 Hin ist der Segen und nichtig dein Dank;
 Treibt diese Blüthe nicht, fruchtet dir Keine,
 Bleibet dein Lebensbaum dürftig und krank.

Dort in der Ewigkeit wird es klar,
 Ob du der Wahrheit auf Erden verbunden,
 Ob, was du thatest und sprachst und empfunden,
 Trugbild vor Gott, oder Ewiges war.
 Täuschte dein Leben — so weine, o weine,
 Jeglicher Nebel dort oben entflieht;
 Streng wird die Wahrheit geschieden vom Scheine,
 Wenn unser Schuldbuch der Ew'ge durchsieht.

Dort in der Ewigkeit wird es klar,
 Was du getragen und was du gelitten,
 Was du errungen und siegend erstritten
 Treu als ein Jünger der ewigen Schaar.
 Bist du erfunden im Glück wie im Leide,
 Kräftig im Glauben, in Liebe und Muth;
 O so geh' ein zu des Ewigen Freude,
 Frommer! geläutert durch prüfende Gluth.

7. Der Himmel.

Wenn dir das Herz ein unaussprechlich Sehnen
 Nach höhern Welten, hellern Sternen füllt,
 Indes von stiller Wehmuth heil'gen Thränen
 Das rothgeweinte Auge überquillt:
 Will dir des Lebens warmer Hauch erkalten,
 Bleibt dir vom ird'schen Eden nichts zurück:

D mögst du nur das Eine treu behalten:
Zum Himmel auf den Gottes frohen Blick!

Oft bebt die arme Brust in matten Schlägen
Und nie gefühlte Schmerzen ziehen ein;
Wohin wir uns nur wenden, aller Wegen
Begegnet uns nur neue Qual und Pein.
Wir meinen da und dort möcht' Friede wohnen;
Wir eilen hin und — kehren leer zurück!
Und nichts kann uns die tiefen Schmerzen lohnen:
Als nur zu Gott empor der fromme Blick.

So wie die wandellosen lichten Sterne
Von oben nieder auf das Leben seh'n,
So wie nur dort in himmelblauer Ferne
Des Mond's, der Sonne gold'ne Lichter seh'n:
So kommt auch Wärm' und Licht dem innern Leben
Nur dort herab aus fernen Himmels-Au'n;
Und sollen dir die Sterne sich erheben:
So mußt du hellen Blick's zum Himmel schau'n!

Und findest du nur wenig stille Herzen,
Die hell und klar in's stille Herz dir seh'n,
Die deines Heimweh's nie gestillte Schmerzen,
Die deine Himmelssehnsucht ganz versteh'n:
Laß dir an diesen Wenigen genügen,
Umshling' sie mit der treu'sten Liebe Band,
Sie helfen dir im Kampf' des Lebens siegen,
Und schau'n mit dir empor zum Vaterland!

Sie stärken dich, den schwersten Kampf zu wagen,
Sie steh'n dir treu zur Seite für und für,

Sie helfen dir das Kostlichste erjagen;
 Wenn alles weicht, sie weichen nicht von dir!
 Sie reichen Balsam dir für manche Wunde,
 Sie schließen dir des Himmels Pforten auf,
 Und bricht dein Auge in der letzten Stunde:
 Sie weisen dich zur Heimath dort hinauf,

Und wurde dir das treuste Herz begraben,
 Und deckt das Theuerste die Erde zu:
 Wohl magst du dich an deinen Thränen laben,
 Dst nur in Thränen blüht uns Trost und Ruh!
 Doch hast du dann in Schmerzen ausgeweinert,
 So gib dem Muth, der Hoffnung dich zurück.
 Dort, wo der früh erlosch'ne Stern dir scheint,
 Dorthin, zum Himmel wende deinen Blick!

Fühlst du doch selbst in heil'gen Wehestunden,
 Wo Licht im Aug', im Herzen Klarheit ist,
 Wie innig du der höhern Welt verbunden,
 Wie nahe du dem sel'gen Geiste bist.
 Ein Blick hinauf, wo all' dein Sehnen wohnet,
 Wo deiner Liebe reinste Sterne glüh'n,
 Und aller Schmerz, all' Leiden ist belohnet,
 Und tausend neue Freudenblumen blüh'n!

So blicke stets empor! Einst wird es Wahrheit,
 Was wir jetzt nur von fern im Glauben schau'n;
 Wie liegen dann in sonnenlichter Klarheit
 Vor uns des ew'gen Lebens stille Au'n!
 So zieh'n wir an der Erde Pilgerstabe —
 Zum heif' ersehnten Vaterhaus zurück!

Und unsres innern Lebens schönste Gabe
Bleibt stets: „zum Himmel auf ein reiner Blick!“

8. Gott ist die Liebe.

„Gott ist die Liebe,“ tönt's von allen Sternen;
„Die Lieb' ist Gott,“ verkünden Hain und Flur;
Der Wonneruf schallt durch des Weltalls Fernen
Im Wettgesang der feiernden Natur.
Wie mag der Mensch zu lieben je verlernen?
All' überall sieht er der Liebe Spur;
Und tief in's Herz ist ihm das Wort geschrieben:
„Du sollst den Herrn und dann die Brüder lieben!“

Die Erde ist des Himmels Tempelhalle;
Sein Heiligthum schließt uns den Himmel auf;
Die Liebe hält den Stern, daß er nicht falle,
Sie schirmt auch uns und leitet unsern Lauf;
Ein Vaterhaus umfängt uns freundlich Alle;
Zum Vater selbst trägt Liebe nur hinauf.
Mag Rang und Glück hier seine Kinder trennen:
Sie werden bald als Brüder sich erkennen!

Die Liebe hat mit Glanz die Drionen,
Mit zartem Blau das Veilchen ausgeschmückt;
Und auch auf uns, die wir hienieden wohnen,
Hat ihre Huld von Ewigkeit geblickt.
Es führt ihr Wink in Hütten und auf Thronen;
Doch der ist groß, der gern, wie sie, beglückt.
Wir sind uns gleich vor unserm ew'gen Meister.
Ihn täuscht nicht Schein; sein Auge prüft die Geister.

Die Liebe stammt aus strahlenreichen Höhen;
 Ein Licht ist sie auf uns'rer Lebensbahn,
 Als Schutzgeist soll sie uns zur Seite stehen,
 Uns was sie thut, das ist in Gott gethan.
 Der Glaube wird, die Hoffnung wird vergehen,
 Sie folgt allein dem Edlen himmelan;
 Was irdisch war, sinkt einst zum Staube nieder;
 Was himmlisch ist, kehrt rein zum Himmel wieder!

9. Die heilige Jungfrau.

Ich sehe dich in tausend Bildern,
 Maria, lieblich ausgedrückt;
 Doch kein's von allen kann dich schildern,
 Wie meine Seele dich erblickt.
 Ich weiß nur, daß der Erd' Getümmel
 Seitdem mir, wie ein Traum verweht;
 Und ein unnennbar süßer Himmel
 Mir ewig im Gemüthe steht.

10. Die heiligen Engel.

Es stehen dem Menschen die Engel zur Hut
 Unsichtbar auf irdischen Wegen;
 Sie schützen ihn treulich, sie rathen ihm gut,
 Bereiten ihm Hülfe und Segen.
 Sie wahren ihn sorgsam mit liebendem Blick
 Und leiten ihn sicher durch Prüfung zum Glück.

Die Engel, die guten, von oben gesandt,
 Sie führen das geistige Leben;
 Sie flechten auf Erden manch' ewiges Band,
 Sie wirken, sie schaffen, sie streben!
 Sie reichen den Kindern, den Greisen die Hand,
 Und leiten durch Dunkel in's hellere Land!

Und ehren wir immer mit reinem Vertrau'n
 Die Engel als schützende Wesen:
 So dürfen auf Hülfе wir immerhin bau'n,
 Und werden vom Kummer genesen;
 Der Engel Hut richtet am Abgrund uns auf,
 Und stärket die Kräfte zum besseren Lauf!

Und drücket der Kummer, und will uns der Muth,
 Der schwache, entsinken und brechen:
 So scheinen uns Stimmen so tröstend und gut,
 Fast hörbar zum Herzen zu sprechen;
 Da plötzlich wird's in uns und um uns so hell,
 Die Hoffnung umglänzet uns lieblich und schnell.

O schüzet, ihr Engel, vom Himmel gesandt,
 Mein Leben mit himmlischen Schwingen!
 O bietet am Abgrund mir immer die Hand,
 Und lehret mich das bess're Vollbringen.
 Ich wache, ich schlafe getrost in der Hut,
 Mich betten die Engel im Dornenbusch gut.

11. Morgengebet *)

D wunderbares, tiefes Schweigen!
 Wie einsam ist's noch auf der Welt!
 Die Wälder nur sich leise neigen,
 Als ging der Herr durch's stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen;
 Wo ist die Sorge nun, die Noth?
 Was mich noch gestern wollt' erschaffen,
 Ich schäm' mich dess' im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
 Will ich, ein Pilger froh bereit,
 Betreten nur wie eine Brücke
 Zu dir, Herr, über'm Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
 Um schnöden Sold der Eitelkeit:
 Zerschlag' mein Saitenspiel! und schauernd
 Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.

12. Morgenlied **).

Gott, unter deiner Vaterhut
 Hab' ich die Nacht so sanft geruht,
 Daß ich erquickt nun in die Höh'
 Der Morgensohn' entgegen seh'!

*) Von Joseph Freiherrn v. Eichendorff, geboren am
 10. März 1788 zu Lubowitz.

***) Von Johann Gottfried Seume, geboren am
 29. Jänner 1763 zu Poserno, gest. am 13. Juni 1810
 zu Teplitz.

Wohin ich blicke, redest du
Mit Wohlthat mir und Güte zu;
Mein erster Hauch sey Lobgesang,
Mein letzter Athemzug sey Dank.

Du gießest Freuden, wie ein Meer,
Um alle deine Kinder her;
Und nur allein der Thor vergift,
Daß er ein Mensch mit Menschen ist.

Gib, daß ich diesen ganzen Tag
Mich deiner Güte freuen mag;
Wend' Unglück ab nach deiner Huld,
Und wenn es kommt, gib mir Geduld.

Nur deine Hand theilt Segen aus;
Gib Segen in mein kleines Haus;
Und laß mich nützen Jedermann,
Und willig helfen, wo ich kann.

Der Erde köstlichster Gewinn
Ist frohes Herz und reiner Sinn;
Und dieses, Vater, gib du mir,
So wall' ich ruhig hin zu dir.

Du hast mir wieder neue Kraft
Zu meinem Tagewerk geschafft;
Verjüngt sind wieder Fuß und Hand,
Zu ihrer Arbeit leicht gespannt.

Und wenn einst nach des Todes Nacht
Zu deinem Licht mein Aug' erwacht,
So eil' ich höher noch erfreut
In jenes Lebens Ewigkeit.

13. Am Abend *).

Du heil'ger Urquell der Naturen,
 Allvater, hör' vom Staub ein Lied.
 Dich preisen Berg' und Thal und Fluren;
 Und dir verstummte unser Lied?

Wie sanft fühlt sich das Herz erhoben
 Von deiner Schöpfung Herrlichkeit!
 Wie strebt die Seele, dich zu loben,
 Vergessend ihrer Endlichkeit!

Sanft, wie der Mond im Lichtgewande
 Durch jene Silberwolken walt,
 Sanft, wie von dem beblühten Strande
 Des Baches Lispeln wiederhallt:

Durchschauert unsern Geist die Stille
 Der ringsum feiernden Natur;
 Er fühlet leichter seine Hülle,
 Sieht heller einer Gottheit Spur.

Strahlt einst nicht mehr aus jenen Fernen
 Der Mond; thut eine and're Welt
 Dem Blick sich auf; ist andern Sternen
 Das stärk're Auge aufgehell't:

Dann steigt auf neuer Wesen Leiter
 Der ew'ge Geist zu dir empör,
 Wird nicht mehr matt, bringt immer weiter,
 Gesellt zu höh'rer Geister Chor u. s. w.

*) Von Aug. Herm. Niemeyer, geboren am 1. Sept.
 1754 in Halle, gestorben am 7. Juli 1828.

Inhalt.

	Seite
Die biblische Schöpfungsgeschichte in ihrer Uebereinstimmung mit den neuesten wissenschaftlichen Forschungen	1
Uebereinstimmung der mosaïschen Erzählung mit den Ergebnissen der Geologie in Bezug auf die Sündfluth	24
Elie von Beaumont's Theorie von der Erhebung der Berge	46
Verzeichniß einiger mineralogischen und geologischen Kunstwörter, welche in diesem und den folgenden Bänden gebraucht worden sind	67
Ursache der tiefen Lage des Bodens in einem großen Theile von Asien	80
Das Königreich Liu-kieu, oder Liu-tschou und seine Bewohner	84
Die Kreuzfahrt der Kinder	12
Uebertritt der Mohammedaner Abdallah und Sabat zum Christenthume	137
Merkwürdige Gebetserhörungen	145
Das religiöse Lied	158
Gebet des Herrn	159
Wonne der Andacht	161
Vertrauen auf Gott	162
Andacht	164
Lob des Erlösers	165
Die Vergeltung	168
Der Himmel	169
Gott ist die Liebe	172
Die heilige Jungfrau	175
Die heiligen Engel	175
Morgengebet	175
Am Abend	177

6Rb. 26/57

In demselben Verlage ist erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Solger, Phil. Ritter v.,

Chemie für Damen.

Taschenbuch-Format.

Elegant cartonirt. 1 fl. 20 kr. C. M., oder 21 ggr.

Das Lesekabinet.

Eine

unterhaltende und belehrende Lectüre

für Jung und Alt,

besonders

im katholischen Deutschlande.

Unter Mitwirkung mehrerer Literaturfreunde

herausgegeben

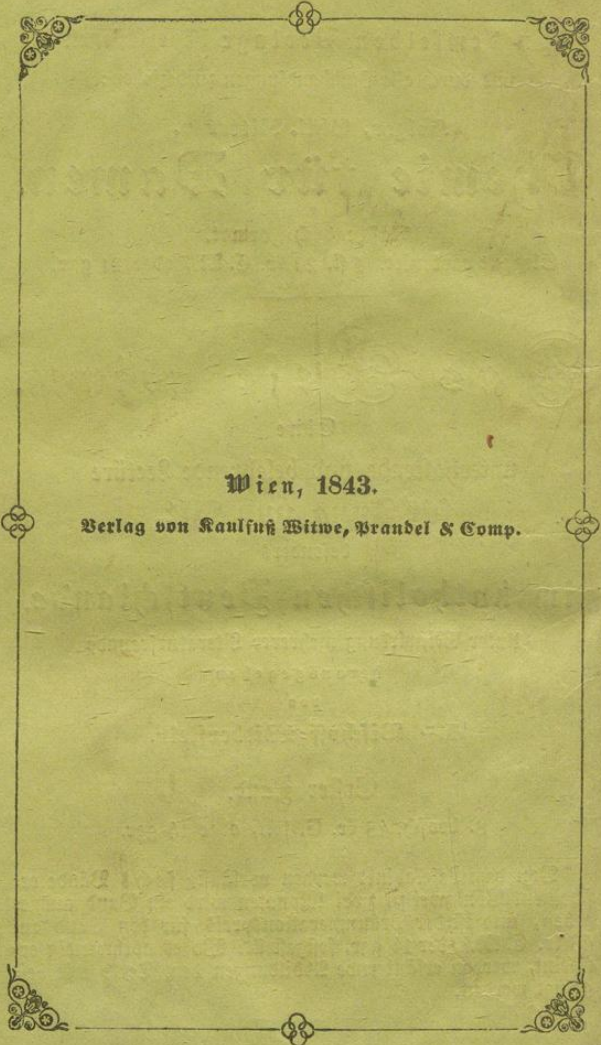
von

Dr. Bischoff-Widderstein.

Erster Band.

8. brosch. 48 kr. C. M., oder 14 ggr.

Von dem Lesekabinet werden vorläufig sechs Bände erscheinen. Von zwei zu zwei Monaten wird ein Band ausgegeben, und ist der Pränumerationspreis für den Band auf 48 kr. C. M. oder 14 ggr. festgestellt. Wo es nothwendig erscheint, werden erläuternde Abbildungen dem Texte mit beigefügt werden.



Wien, 1843.

Verlag von Kaulfuß Witwe, Prandel & Comp.

Decorative border on the left edge of the page, featuring a vertical line with small, repeating motifs.

